


Der
iebe Saubermacht.

Dä m o n e.

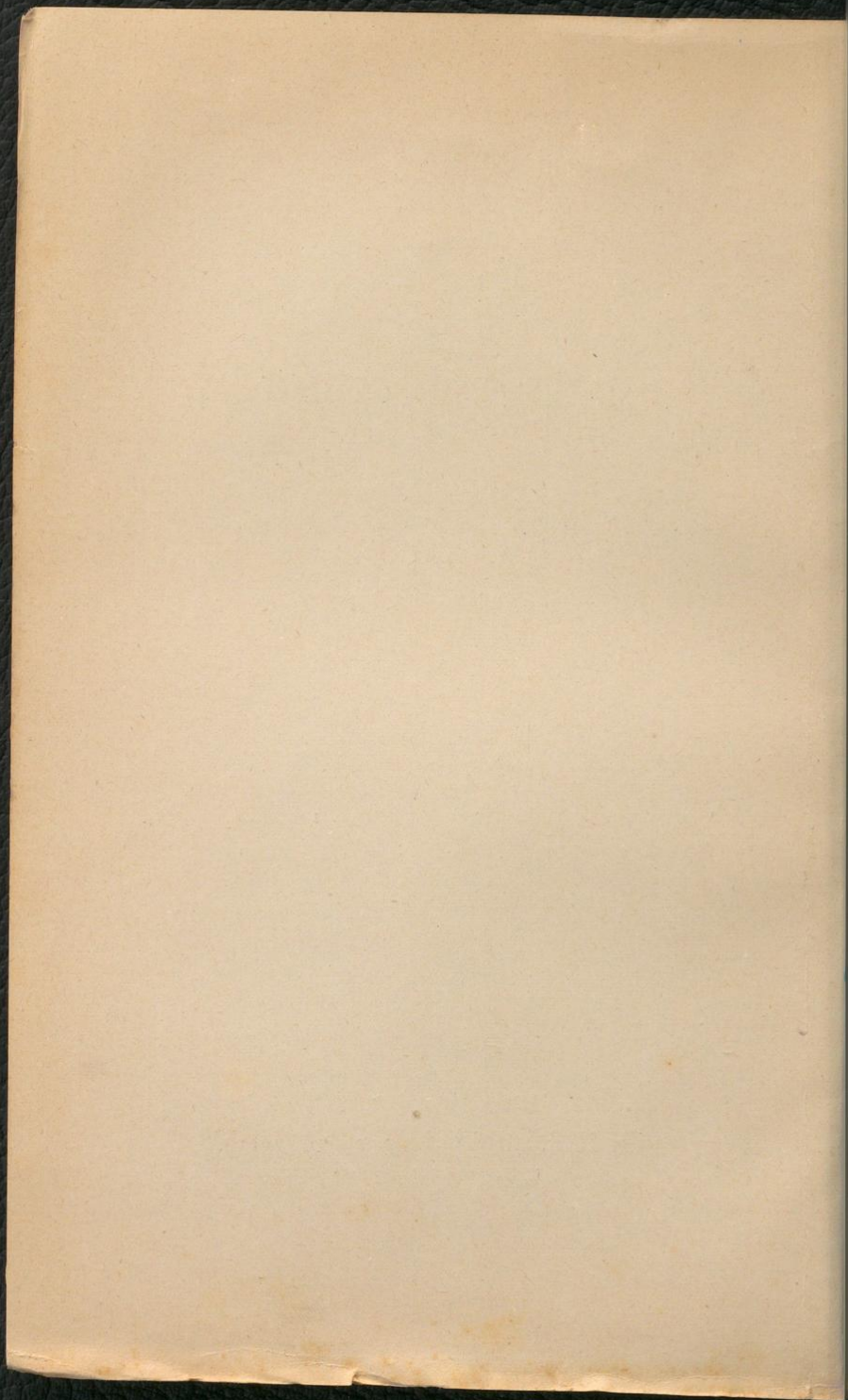
Von

Louise Hackl.



Wien, 1900.

Georg Szeliński, k. k. Universitäts-Buchhandlung
I., Stefansplatz 6.



Der
Liebe Saubermacht.
Dämonie.

Von

Louise Hackl.



Wien, 1900.

Georg Szeliński, k. k. Universitäts-Buchhandlung
I., Stefansplatz 6.

A-366685



Alle Rechte vorbehalten.

Gesellschafts-Buchdruckerei Brüder Hollinek, Wien.

DS-2021-1371

Der Liebe Zaubermacht.

Die Kunst der Buchdruckerei

Es
feier
Zeu
mei
un
dori
jo



- (1.) „Nimm das Gefühl der Liebe hinweg und du bist, trotz des reichsten Wissens, trotz der Fülle deiner Ideale, ein armseliges Geschöpf. Du gleichst der an der Chlorosis erkrankten Pflanze, die des directen Sonnenstrahles entbehrt.“ G. Schott.
- (2.) Also in den Winterharn,
Der die Seele hielt bezwungen,
Ist dein Blick mir, still und warm,
Frühlingsmächtig eingedrungen. (Lenau.)

An Dr. Fritz Wenger.

Verlobungsanzeige.

Ella Seibert

Professor Friedrich Lambacher

Verlobte.

*

Ella Seibert an Sofie Kreuzer.

Liebste Freundin!

Ich habe einen, für mein ferneres Leben entscheidenden Schritt gethan. Denke Dir, ich habe mich gestern abends feierlichst, im Beisein aller möglichen und unmöglichen Zeugen aus unserer Verwandtschaft, — verlobt! Was meinst Du, was Dr. Wenger, „der Fritz“, wie ihn bei uns Alle nannten, dazu sagen wird? Wenn er sich schreckt darüber, thut er mir herzlich leid. Aber warum war er so langweilig, bei seiner Courmacherei nie vom Heiraten

zu sprechen? Ich glaube selbst, er hatte mich gerne, aber was meint er? Soll ich mich noch durch Jahre hindurch von ihm anschwärmen lassen, ohne ein Ziel vor Augen? Soll ich andere Freier von mir weisen, weil — vielleicht „Monsieur Fritz“ mich doch einmal zur Frau begehren könnte! Und noch Eines: Fritz ist noch so gut wie nichts, — mein Verlobter aber angestellter Professor! Du weißt, ich habe schon ein gutes Herz auch, aber noch mehr praktischen Sinn. Die Männer halten meist Ausschau nach „guten Partien“, warum sollen ihnen wir Mädchen in dieser Hinsicht nachstehen? Eine Ehe mit Professor Lambacher ist eine glänzende Versorgung für mich. Er ist reich, angesehen, hat Stellung und Titel. Ich sagte, ohne Zögern, ohne Ueberlegung: Ja! Und nun träume ich schon von meiner künftigen Wohnung und denke nach, in welchem Style ich dieselbe einrichten soll. Ich meine, eines der Zimmer altdeutsch, Nr. 2 französisch, Nr. 3 japanisch, und so fort, jedes streng im Style! Was sagst Du? Bin ich nicht rasch im Entschlusse? Vor vier Wochen lernte ich den Professor auf einem Balle kennen, heute nenne ich mich seine Braut! Schön ist er nicht, dazu etwas griesgrämig, das thut nichts; es wird ihn schon aufheitern

Deine getreue Freundin

Elly.

✱

Ellsa Seibert an Sofie Kreuzer.

Ich warte Dein Antwortschreiben gar nicht ab, ich habe Dir stets Alles anvertraut, so sei Dir auch noch in Eile mitgetheilt, daß der „Professor“ Witwer ist und zu

meinem Ueberdruß leider etwas viel von der „Seligen“ spricht. Nicht daß ich eifersüchtig wäre, o nein! (ich bin ja auch nicht verliebt in ihn!) aber es klingt doch so eigenthümlich! „Meine Frau sagte“, „meine Frau that Dies“, „meine Frau that Jenes“ — so geht es fort. Wenn wir allein sind, versichert er mir ein- über das anderemal, daß er sich gezwungen fühlte, zu heiraten, weil sein Hausstand leide ohne Hausfrau, auch sei er mit der Küche gar nicht zufrieden und freue sich, wenn bald Jemand über seine zerrissene Wäsche käme, um sie auszubessern! O horreur! neulich stritten wir schon das erstemal (ganz im Scherze!) Wir waren im schönsten tête-à-tête, kein Lauscher zugegen, wie gut hätte er mir da ein zärtliches Wort sagen können, etwas recht Liebes, Herzliches, und er, — was that er? Er fing wieder von den angebrannten Speisen daheim an. Mir kam eine Thräne ins Auge und ich sagte etwas spitz: „Hätte es da nicht auch eine Wirtschafterin gethan? Da brauchst Du ja nicht erst Eine umständlich wählen und zur „Professorin“ machen?“ Er schaute mich etwas betroffen an, als er aber meine feuchten Augen wahrte, zog er mich an sich, küßte mich und sagte ganz lieb: „Meine erste Frau hat auch für mich liebevoll gesorgt!“ O, diese Gottselige!

Deine gedrückte

Elly.

✱

Sofie an Ella.

Nicht ganz mit frohem Herzen kann ich Dir heute schreiben. Deine Verlobungsgeschichte hat mich einiger-

maßen traurig gemacht. Erstens sah ich Dich im Geiste immer als Frau Dr. Wenger („Fritz's" Frau!), der Dich wirklich liebte, zweitens geschah die Wandlung so rasch, daß ich mich noch gar nicht in Deine neue Lage hineinfinden kann! Hättest Du mir vorerst doch ein Wort geschrieben; niemand weiß, wie ich, wie sehr Dr. Wenger Dein Bild, ja Dich selbst im Herzen trug, und daß er beglückende Zukunftspläne für — Euch beide schmiedete. Doch das ist vorbei! Prüfe genau, liebste Ella, noch ist es nicht zu spät. Und übereile Dich nicht mit Deinen Möbeln! Du liebst Deinen Verlobten nicht? Du bist so jung, 18jährig, glaube ich, gelt? Warum diese Eile? — Uebrigens werde eine aufopfernde, aufmerksame Hausfrau und Dein Zukünftiger wird sich gewiß abgewöhnen, Dir von Jener zu erzählen. Werde recht, recht glücklich!

Deine theilnehmende Freundin

Sofie.

✧

Dr. Wenger an Ella.

Wertes Fräulein!

Gott verzeihe Ihnen, was Sie an mir gesündigt! Ich kann es nicht! Ihre Verlobungsanzeige traf mich zu tief ins Herz. Sie waren der Mittelpunkt meines Lebens. Um Sie kreisten meine Gedanken, für Sie galt mein Streben. Ich habe Sie wahrhaft geliebt. Sie verstießen mich.

Möge nie die furchtbare Stunde für Sie kommen, wo Sie Ihre eigene Untreue beweinen, wo Sie, händeringend, sich der Verzweiflung preisgegeben fühlen! Möge der Brautkranz nicht zur Dornenkrone sich wandeln und in

jener Stunde vereinten Glückes, nicht ein drohendes Gespenst ersehen, das Sie mahnt an die Vergangenheit und daran, daß Sie einem armen Menschen durch Ihr Vorgehen vielleicht den Todesstoß gegeben. Myrthen, schmücket die Braut, aber werdet später nicht zu welken, verdorrenden, unheilbringenden Boten der Zukunft, blühet nicht für Leichen!

Dr. Wenger.

✱

Dr. Wenger an Wilhelm Volkert.

Mein einziger Freund!

Ich wende mich in meinem tiefen Schmerze an Dich, Du einzig Treuer! Doppelt lernt man Treue schätzen, wenn sie uns einmal gebrochen wurde. Ella wird nicht die Meine. — Gestern erhielt ich die Anzeige. Du weißt wol schon davon. Mir ist plötzlich der schöne, veredelnde Glaube an das Weib verloren gegangen. Ich werde nie mehr lieben können, so warm, so innig, so mit ganzer Seele. Zu heilig war mir das Mädchen, als daß ich in Worten meine Gefühle ihr hätte zu offenbaren gewagt. Meine Blicke, mein ganzes Wesen aber, mußten ihr verathen, daß ich in ihr, und nur in ihr lebte! Mir ist mit einemmale, als wäre ich aus dem Himmel verbannt, in dem ich bis nun gehaust, als gäbe es kein Glück mehr für mich hienieden.

Es hält mich auch nicht mehr länger hier in der Großstadt, hinaus, hinaus in die Berge! Vielleicht kann ich dort, wenn auch nicht vergessen, doch wenigstens meine Wunden vernarben sehen.

Solltest Du mir ein liebevolles Trostwort zukommen lassen wollen, schreibe mir nach L., ich reise dahin, dann später nach Graz, und freut mich das Bagabundenleben noch, so gehe ich nachher noch in das Bergstädtchen S., das ich, seiner klaren, sprudelnden Quellen halber, so sehr liebe. Mein'st Du wol mein Herz wird wieder genesen?

Mir ist so wüßt im Kopfe, als müßte ich ein Narr werden. Ich sehe mit offenen Augen Gespenster vor mir auftauchen und schreckliche Träume stören meine Nachtruhe! Wol weiß ich, Ella hatte hundert kleine Fehler, aber lieben wir Männer das Weib denn nicht hauptsächlich gerade ihrer kleinen Schwächen wegen? Du wirst sagen, sie ist zu jung, sie that im Unverstande, was sie that, sie war zu schön, um nicht auch von Anderen umworben zu werden. Ich hätte ihr deutlicher, eindringlicher sagen sollen, was in mir vorging. O, lieber Freund! Eben ihre Jugend, ihre Schönheit machen mich rasend, denke ich, daß ein anderer sie besitzen wird. Verlangen wir denn Geist und Klugheit vom Weibe? Nein, eben das, was unsere Sinne lockt: Jugend und Schönheit. — Mein Leben hat seinen Wert verloren! Ich hebe, ich weine! Fahr' wol, schönster Traum!

Dein

Fritz.

z

Wilhelm Volkert an Dr. Wenger.

Armer Fritz!

Deine schmerzgetränkte Epistel hat mir eine Thräne aufrichtigen Mitleides aus dem Auge gelockt. Bei Deinen Mittheilungen fällt mir der unglückliche Philosoph Niesische

ein und was er sagte: „Ein schönes und gefährliches Spielzeug sei das Weib dem Manne!“ Gefährlich! ja. Ich glaube, wir Männer vergießen mehr Herzblut für die Liebe als die Frauen. Einem wahrhaft treuen Manne bricht eben einfach das Herz dabei.

„Es ist eine alte Geschichte,
Sie bleibet doch ewig neu — —.“

Wunden an Frauenherzen sah ich stets noch rasch heilen. D'rum mahne mich keiner an die Weiber. Auch ich habe dieselben kennen und — fürchten gelernt. Ihr ganzes Geschlecht ist leichtfertig, puzsüchtig, ohne sittlichen Ernst! Sie tändeln gerne und täuschen meist! — — Ich, für meinen Theil, habe abgeschlossen mit ihnen. Dein Brief hat mich von Neuem aufgebracht. Du, mein Freund, bist anders geartet und veranlagt. Du brauchst das Weib! Du bist Poet! Du kannst und darfst nicht sein ohne den Verkehr mit jenen. Deine Seele lechzt nach Zärtlichkeit, sehnt sich, sucht eben nach besagtem gefährlichen Spielzeuge. Das Weib ist für Dich, wie für den Stein das umhüllende, schwellende, wärmende Moos, ist wie die rankende Blume, die sich um den Baumstamm schlingt, wie das Vöglein, das den Wald belebt!

Du begehrst nach Schönheit! Wolan, das Weib ist die Verkörperung derselben. Du wirst wieder lieben, vielleicht sogar noch tiefer, glühender. Verzage nicht am Glücke, Du wirst auch wieder aufleben und — glücklich sein.

Dein aufrichtiger

Wilhelm.

Nachschrift: Verabsäume nicht in L. gute Bekannte von mir, die Familie N., zu besuchen, und grüße mir dort im Hause Alle, auch die „Erbin“, Fräulein Lydia.

Obiger.

✱

Dr. Wenger an Volkert.

Aus L.

Weißt Du, von wo aus ich Dir schreibe? Ich sitze in dem idyllischen Landhause der Familie N. fest. Da ich ihnen Deine Grüße überbrachte, hießen sie mich als Freund ihres Freundes herzlich willkommen und ließen mich nicht mehr fort. Ich müsse, sagen sie, einige Wochen bei ihnen bleiben.

Warum unterstrichst Du unlängst im Briefe das Wort „Erbin“? Du meinst wol, ich sollte mich in die steinreiche Lydia, Knall und Fall, sterblich verlieben?! Beinahe zwei Wochen bin ich da und ich sage Dir aufrichtig (in Bezug auf das Verlieben), Gott bewahre mich davor! Da ich in der Stadt L. sehr viel sprechen hörte über Lydia, über ihr großes Vermögen, über ihre guten Tugenden, last not least über ihre Tugend, so kam mir einmal ein sehr verrückter Einfall. Räche Dich an Ella und heirate Lydia, das wird man eine Vernunftheirat nennen und kein Mensch kam mir die Vernunft, reich zu werden, verübeln. Ich benahm mich also bei meinem ersten Besuche doppelt liebenswürdig, vor allem Lydia gegenüber. Nun ich sie länger kenne, rufe ich entsetzt aus: Gott bewahre mich vor einer steinernen Statue, der Himmel schütze mich vor einem Bilde aus Marmor, vor einem Weibe ohne Gemüt und Herz! Ich, der ich in Gluten

gebettet sein möchte! Sie ist in der That streng tugendhaft, fromm, dabei sehr gottesfürchtig, betet viel und geht oft zur Beichte. Ich glaube ihr ganzes Innenleben ist sonder Tadel, makellos. Aber diese herbe Tugend, die jede wärmere Regung, wie eine Sünde niederkämpft, ist mir unausstehlich am Weibe.

Ich würde mich fürchten, Lydia zu küssen. Es wäre der größte Frevel ihn ihren Augen und sofort ein neuer Anlaß zu Beicht und Buße. Wie kann man in solcher Jugend unzertrennlich von Gebetbuch und Rosenkranz sein? Verlangt die Natur nicht immer und überall ihre Rechte? Lydia spricht oft und gerne vom Kloster, ich glaube, sie bereitet sich dazu vor. Aber gehört nicht auch zur Gottesliebe mehr Inbrunst und Wärme?

„Irdische, himmlische Minne — es ist ein Trachten, ein Sehnen nach dem unendlichen Glück“, sagt Hamerling.

Eines danke ich dem Mädchen. Sie gibt mir zahlreiche mystische Schriften, die ich mit großem Interesse lese.

Zuweilen ist mir selbst jetzt so zu Muth, als wäre der beste Beruf für mich, Priester zu werden. Und in diesem Berufe ganz aufzugehen, streng und ganz die Priesterpflichten zu erfüllen! Vielleicht vermöchte das die Dede meines Herzens auszufüllen?

Meine schriftstellerischen Arbeiten haben Lydia's Gefallen erweckt, vor Allem mein „Mariencultus“, der wol auch wirklich in Andacht und gläubiger Betrachtung geschrieben wurde.

Es grüßt Dich Dein

Fritz.

Dr. Wenger an Volkert.

Aus Graz.

Traurig gehe ich umher. Da mein Herz so leer ist, kommt es mir oft vor, als schauten mich die Leute auf der Gasse an und dächten sich dabei: „Der Arme lebt umsonst! Er vergeudet sein Leben, er hat nichts Wichtiges, was ihn an's Leben bindet, warum lebt er dann! Warum geht er uns nicht aus dem Wege? „Du bist überflüssig!“ scheint mir Alles ringsum zuzusüstern. Sind dies nicht die ersten Keime zu jener Sucht, die man Selbstmordmanie nennt? Ich rufe derartige Gedanken nicht herbei, sie drängen sich mir auf. „Trolle Dich aus dem Wege“, raunt mir ein Etwas ins Ohr. „Du bist nichts und für Niemanden, Du bist nicht wert, daß man Dich liebt, Du vermagst es nicht, Menschengunst zu erringen und Du hast das Gefühl — der Freude für immer eingebüßt! Ich bin befeßen von dem Gedanken der Selbstvernichtung. Das Wort Selbstmord steigt vor meinem geistigen Auge auf, plötzlich, unvermittelt, oft mitten in heiteren Empfindungen, steigt vor mir auf und leuchtet und winkt mir wie in Flammenschrift. Dann fliehe ich von einem Orte zum anderen, rastlos, ruhelos! Ich mühe mich solche Ideen abzuschütteln und eile zu den Menschen zurück, aus deren Nähe ich eigentlich am liebsten fliehe. Die Todten beneide ich, und ich fühle zuweilen eine Secunde lang jene göttliche Ruhe, von der ich mir denke, so mag es den Todten sein, den Glücklichen, die ausruhen dürfen. Dann schließe ich die Augen und schlürfe mit Hochgenuß das Wohlgefühl ein. — — —

Seit acht Tagen bin ich in der anmuthigen Grazienstadt: „la ville des grâces au bord de l'amour“, wie ein Franzose sie sinnig nannte. Doch ist mir noch keine der Grazien begegnet. Alle Frauen sind mir widerlich geworden. Und sehe ich eine, die sich ganz besonders durch Schönheit auszeichnet, so denke ich erst recht: „Du Falsche, wer weiß ob Du nicht gerade in dieser Stunde Einen belogen und betrogen hast!“ Mit dem Glauben an das Weib ist mir sozusagen der Kern meines Lebens verloren gegangen. Es ist alles hohl für mich. Leider!

Du führtest mir, lieber Freund, Jean Paul's schöne Wahrworte in Deinem letzten Schreiben an: „Großen Seelen ziehen die Schmerzen nach, wie den Gebirgen die Gewitter!“ Bin ich wol eine große Seele? Eine eigenartige bin ich gewiß. Und Du hast Recht: Jede größer angelegte Natur ist vom Schmerze begleitet, jeder tiefdenkende Mensch hat die Wehmuth zur Gefährtin. Ist uns das Leben hold, so winkt doch allüberall Verwehung und Moder und Endlichkeit und mahnt uns an's Sterben; wir sehnen uns nach Klarheit, ewigem Lichte, nach Göttlichkeit und stoßen überall an die Schranken der Vergänglichkeit und des Unwissens. Ist das Leben aber bitter gerathen, so ist es ein Weg nach Golgatha und wir ächzen unter dem Drucke des Kreuzes, und straucheln oft und stürzen beinahe zusammen unter der Wucht der Dualen. Wir dürsten nach Erlösung und müssen lange, zu lange auf den Allersöser Tod warten. Jede ringende Seele geräth auf tausendfache Irrwege. Kein Meilenstein zeigt uns auf unserer irdischen Wanderung den richtigen Pfad. Darum folgt Enttäuschung auf Enttäuschung unserer Pilger-

fahrt, — bis wir endlich das Ziel erreichen, — — wenn wir es erreichen! — Ja, das nennt man Dasein! — — —

Noch einige Tage will ich hier verbringen, dann kehre ich nochmals nach L. zurück, wo ich noch und wieder Deinen lieben Bekannten, der Familie N., zur Last fallen werde. —

Ich machte hier schon verschiedene Spaziergänge: bestieg den schönen Schloßberg, mit seinen historischen Wahrzeichen, durchwandelte den schattigen Park zu Eggenberg, eilte nach Gösting hinüber zur Ruine, dann wieder hinauf zum Rosenberg, wo ich unter einer mächtigen Eiche lag und ins Blaue starrte, vergrub mich am Friedhose St. Leonhardt in ernste Betrachtungen und las die Inschriften mit den Namen der „Glücklichen“, ruderte am „Hilmteich“ in einem Rähnlein und stieg ein andermal nach „Maria Grün“ hinan, am Wege mich ab und zu in die würzigen Blätter des Baldrians bettend, und dem Jubel der Freien — der Vögel lauschend. Hätte ich Flügel, geistige Schwingen, vielleicht wäre das beglückend.

In „Maria Grün“ trat ich in das Kirchlein ein. Stille war es dort, so still, so gut. Ich saßte lange ein Madonnenbild ins Auge, und als ich so schaute und schaute, war es mir, als bekäme die Himmelsmutter Leben und Farbe und nickte mir zu — und lächelte. Da durchströmte mich einen Augenblick lang eine unbeschreibliche Seligkeit, ich fiel auf die Knie und die Thränen stürzten mir aus den Augen, reichlich, segenspendend, heiß. Sei bedankt, Königin des Himmels, Du einzige Keine, für Deinen Gnadenblick. Stärker, hoffnungsfreudiger kehrte ich heim. — — —

Derjelbe an denjelben.

Einjam in ſhattiger Stille
Verhauche den Kummer der Seele:
Fruchtlos nach Mitgefühl
Ring'ſt Du im Strudel der Welt.
Klage dem Wald Deines Schickſals
Tiefinnerſtes Weh, nur nicht Menſchen;
Schmerzliches Beileid zollt
Schwermuthsvoll die Natur.

In der Nähe der Kirche zu „Maria Grün“ ſteht eine Denkfäule. Viel Schönes iſt darauf von großen Geiſtern zu leſen. Auch obige Verſe las ich dort. Es zieht mich oft zu meiner Tröſterin, zu Maria hin. Ich glaube, ihr Anblick hat mich aufgerichtet, ſeellich und körperlich. — —

Heute am frühen Morgen ſammelte ich hier einen herrlichen Blumenſtrauß. Die prächtigen Gentianen mit den wunderbaren Blauaugen, die beſcheidenen Faſionen, die duftenden Cyklamen, das zarte Haidekraut, alles mußte herhalten für die Himmelsbraut, für meine Braut: die Mutter Gottes zu „Maria Grün!“ Am Heimwege ruhte ich bei der Hilmwarte und zog meinen „König von Sion“, Hamerling's prächtiges Werk, aus der Taſche. Gerne verweile ich bei dem intereſſanten Capitel über die Nonne Hilla, trete mit dem Dichter in die Zelle der Ringenden, Keinen, Minniglichen. Dazu leſe ich die Worte:

„Wer glutvoll betet, weiß auch glühend zu minnen!“

Arme Lydia zu L., fromme Klausnerin, wirſt Du jemals glutvoll beten? Alles iſt Ruhe an Dir, ja Kälte. Vielleicht biſt Du beneidenswert. Du wirſt nicht glühend minnen! Nein, nein, nein! — —

Verzeihe meine Herzensergüſſe und urtheile milde über
Deinen Freund

Friß.

Derfelbe an denfelben.

Ich bin wieder in der Nähe der „Erbin“. — Vor einer halben Stunde fetzte ich mich hieher unter den großen, breitäftigen Ulmenbaum, der vor dem Hauje aufgepflanzt fteht, wie ein Wächter. Ich fing an, Dir zu fchreiben. Da wurde Lydia's keufche Gefalt unter der Thüre fichtbar, wie immer im fchwarzen Kleide, mit einem Goldkreuzchen am Halse. Sie grüßte freundlich und trat mit einem Päckchen in der Hand auf mich zu.

„Herr Doctor“, jagte fie, nochmals mit dem Kopfe nickend.

„Ganz zu Ihrer Verfügung, gnädiges Fräulein, womit kann ich dienen?“

Ihr Päckchen auseinanderschlagend, fetzte fie fich in möglichft großer Entfernung von mir auf einen der Stühle vor dem Tifchchen, das unter der Ulme fteht.

„Warum nicht näher?“ Ich war heute endlich einmal, wenn auch nicht übermüthig, fo doch imftande, einen Scherz über die Lippen zu bringen.

Sie fchüttelte den Kopf; fie jagte nichts. Es breitet fich immer eine förmliche Kirchenftille um uns aus, wenn wir uns nahen. Ein fonderbares Gefchöpf! Solch ein Marmorbing!

„Herr Doctor“, hub fie endlich wieder an, „ich möchte Sie um etwas bitten. Ich habe eine Freundin, die fich mit — Dichten befaßt. Ich glaube, fie hat Talent, man rühmt ihren Styl. Ihre Schriften find anerkannt, die Ihrigen meine ich“, — dabei wies fie auf mich, — „davon fchrieb ich an Clara, nun fandte fie mir heute diefe Gedichte, — fie

läßt Sie gleichzeitig herzlich bitten, ihr, wenn es sein könnte, dieselben ein wenig durchzusehen. Möchten Sie also gütigst dies Päckchen an sich nehmen und in dem Hefte nach Muße und Gutdünken bei Gelegenheit blättern?“ — — Große Pause. — Zögern meinerseits. — Abermals ein Gefühl des Widerwillens gegen die Verkehrtheit heutiger Mädchenerziehung. — — Ich beging nun eine Unhöflichkeit, ich fieng nämlich an, ernstlich loszuziehen über unsere Mädchen, über die ungünstige Wandlung in ihrem Wesen.

„Ich hasse den Geist beim Weibe, ich hasse die Gedanken bei demselben! Kennen Sie, was einst ein kluger Mann darüber sagte, (und dem pflichte ich bei, wenn ich auch nicht klug wäre): Eine Frau die denkt, kommt mir vor wie ein Mann, der sich schminkt!“

„Aber, Doctor“, versetzte sie grollend, „Clara ist talentirt, aber sie ist auch echt weiblich. Sie findet nicht ihren Hauptberuf darin, Dichterin zu sein, aber sie ist Idealistin, durch und durch, — Poetin, — und sie fühlt, was sie schreibt, oder besser, sie schreibt, was sie fühlt und weil sie fühlt!“ —

„Brr . . .“, ich schüttelte mich unwillig. „Ich halte nichts auf solche Leistungen! Was will das Mädchen? Sich interessant machen? Sich einen Freier erküren? Einen Hofmacher ergattern? Gott bewahre mich vor solchen Bekanntschaften!“

Zögernd nahm ich das Hefchen aus Lydia's Händen. Diese verstummte, warf die Lippen zürnend, schmollend auf, erhob sich und ging, — gekränkt, wie ich merkte, ins Haus zurück.

Fortsetzung.

Gestern kam ich nicht dazu, obigen Brief an Dich zu vollenden. Lydia verließ mich, wie erwähnt. Ich saß allein unter der Ulme. Etwas beklommen, etwas gedrückt, wie ein armer Sünder, der ein Unrecht abzubüßen hat. Mein Unrecht hieß Grobheit. Ich hatte mit einer zartfühlenden Dame zu offen geredet. Die Wahrheit aussprechen ist nicht nach seiner Sitte. Und wir sind hinwiderum alle geschmückten und geschminkten Reden unmöglich! Ja ich Frevler! Da saß ich und blickte mit einem verschämten Lächeln der Statue Lydia nach, betreten wie ein Kind, dem man über eine Unart zürnt. Vor mir das corpus delicti, jenes geschmähte und zum Schmähens Anlaß gebende Päckchen mit „Clara's Gedächtn!“ Also abermals Eine, die in männliche Fußstapfen treten will, eine Dichterin! Dichterin, dies Wort ekelt mich an. Vielleicht werde ich abermals zum Grobian, wenn ich mit Lydia auf die Geistesproducte besagter Clara zu sprechen komme! Alle guten Geister steht mir bei! — — — — —

Ich blätterte in dem Heftchen. Und, offen gestanden, ziemlich lange. Ich wollte nämlich etwas Gutes und Brauchbares finden. Vergebens! „Vergebene Diebesmäh!“ Manches eines der Gedächtn macht mir den Eindruck, als hätte die Dichterin lange an ihrem Stifte gebissen, bis ihr etwas Gescheidtes einfiel! Als hätte sie sich unendlich geplagt, um einen Gedanken in die rechte Fassung zu bringen. Und jeder Edelstein bedarf der Fassung, um zur Geltung zu kommen. Die Gedanken sind ja wirklich zuweilen nicht übel, aber sie kennt keine Schranken! Für Clara gibt es keine Schranken, daher auch kein Vermaß, keine Ordnung

in den Silben. Wenn diese — „Dichterin von Gottes Gnaden“ auch musikalisch ist, so bin ich überzeugt, sie wird reine Töne hervorbringen, aber für sie werden Tact und Zeitmaß nicht bestehen!

Es wird spät, die Sonne winkt mir schon Abschiedsgrüße durch die Blätter der Ulme. Drinnen spielt Lydia Harmonium und singt dazu ernst und feierlich einen Choral. Solch' ein Geschöpf naht sich den Engeln, aber es wird gemieden werden von Jenen, die nach Minne schmachten.

Ich schließe mit Freundesgrüßen.

Dein

Fritz.

✱

Derjelbe.

Heute morgens schlenderte ich in den Wald hinaus. Alles war wie vergoldet, die Baumwipfel, der Waldboden, die Waldwiese. Unter einer überhangenden Haselstaude, ganz umblüht von Weidenröschen, Arnica und Skabiosen hielt ich Rast. Bin ich heute milder gestimmt, hat mich ein lieber Traum, den ich über die unbekante Größe: Clara, träumte, weicher, theilnehmender gemacht? Ich weiß es nicht. Eines aber muß ich Dir gestehen. Ich machte in der dämmerigen Waldeinsamkeit eine Entdeckung, die für Clara nicht ungünstig ist. Als ich mich nämlich mehr vertiefte in ihre Verse, fand ich, daß sie eine warme, empfängliche Seele haben muß. Vieles ist, wie erwähnt, schlecht, herzlich schlecht und geschraubt, wo sie aber über die Liebe schreibt, sei es nun die allgemeine, erhebende Menschenliebe, sei es die Liebe eines sehnennden Frauen-

herzens zum erträumten Manne, da trifft sie Töne der tiefsten Wahrheit. Sie vermag glühend zu schildern! Hat sie so viel erlebt oder nur erträumt? Zuweilen zieht Pessimismus durch die Zeilen, so schwarz und schwer, als wäre dem Mädchen schon alles Unheil der Welt begegnet. Unmöglich ist es auch nicht, daß sie noch gar nichts erfahren, so wie der Dichter sagt:

„Es gibt einen Pessimismus der ungestillten Sehnsucht und einen Pessimismus der Ueberfättigung, der Blasirtheit.“

Und weißt Du was mir träumte? Diese Clara, mein Traumbild! O, es ist zum Lachen! Diese „Clara“, die ich nie gesehen, und die ich, wie ich hoffe und sehnsüchtig wünsche, auch nie sehen werde, sie erschien mir im Schlasel Und wie? Häßlich, mißgestaltet, klein und hinkend. Sie grüßte mich. Da rief ich voll Freuden: Das ist der richtige Umgang für mich, da ist mein Herz sicher, ich werde nicht traurige Erfahrungen machen, wie bei Ella und — wo keine Liebe, da gibt es keinen Trennungsschmerz! Ja, die paßt mir und kein Mädchen sonst will ich mehr Freundin nennen!

Als ich einen Becher, den ich in der Hand trug, an die Lippen setzen wollte, um zu trinken, schmeckte der Inhalt wie Wermut so bitter. Sie hatte Blumen in der Hand, die schüttelte sie mit ernstem, mitleidigem Gesichte über dem Kelche, und als ich wieder nippte, da merkte ich, der Trank habe sich verändert. Aus ihren „Wachsblumen“, wie man jene tropfenbildenden, schönen, lederartig braunen Doldenblumen zu nennen pflegt, rann Tropfen um Tropfen in mein Glas. Ich schlürfte den Trank und sagte leise, mit Wohlbehagen: „Das, das ist Honigseim! Und ich glaube,

Sie, Clara, Sie sind eine zwar häßliche aber geschickte Zauberin!" Was sagst Du, Freund, zu diesem Traume?

Eine drollige Geschichte. Mein einziger Trost ist, ich werde diese Giftmischerin, pardon, Zauberin nie zu Gesichte bekommen! Es gibt Bitternisse, die nimmer süß werden können. Und mein Lebenstrauf bleibt der Wermut!

Beiliegend einige Verse, die ich nicht „übel fand“.

P. S. Wie können zwei so verschiedene Naturen, zwei Mädchen, wie Clara und Lydia, sich Freundinnen nennen? Weibereundschaft! Ein Gemisch von Trug, Falschheit und Berechnung!

Lydia gefällt sich vielleicht damit, eine „Dichterin“ zu kennen, die Andere ist auf die „Erbin“ stolz. Daraus entsteht ein weiblicher Freundschaftsbund!

Aber Clara's Empfinden ist warm, das lobe ich an ihr.

Dein

Fritz.

Hier aus den Gedichten Clara's.

Erhört!

(Waldidylle.)

1.

Der Ort ist öd' und traurig,
Es steht ein Kreuz am Weg;
Die Raben krächzen schaurig,
Umkreisend Stein und Steg.

Verdorrt Disteln ragen
Zu Fuß des Kreuzes auf,
Bereiste Wellen zagen
Am eisgehemmten Lauf!

Zermartert ruh'n die Glieder
Des Dulbers unter Schnee. — — —

Die Raben singen Lieder
Von Tod und Erdenweh! —

2.

Dort am Weg beim alten Kreuz,
Das aus dürrn Disteln ragt,
Dran erstarrt der Gottesleib, —
Betet fromm ein junges Weib.

Weint und seht und klagt zu Gott:
„Heil'ger, schenk' Erbarmen mir,
Sende meines Kummers Leid,
Einen Strahl Barmherzigkeit!

3.

Eiszacken steh'n am Gottesbild.
Aus Eis am Haupt die Krone glänzt, — —
Und wie das Weib auch ruft und seht,
Erstarrt ihr Gott im Walde steht!

4.

Erchöpft von Zweifels Qualen,
Schläft sie am Ende ein,
Und helle Bilder malen,
Im Traum die Engeln.

Und Blumen sieht sie blühen.
Und Duft füllt rings den Raum,
Und Wolken wähnt sie glühen,
Mit sonnig güld'nem Saum.

5.

Und da sich die Augen erschließen,
O, Wunder, so herrlich und mild,
Des Heilandes Thränen nun fließen,
Erlösend auf schneeigen Schild!

Die Perlen aus eisiger Krone,
Geschmolzen, sanft träufeln sie hin,
Dem sonnigen Strahle zum Lohne,
Der wärmend das Bildnis beschien.

6.

D'rum laß' nicht ab zu hoffen,
O Herz, so heiß und wild, —
Es bleibt Dir allzeit offen
Der Weg zum Gottesbild!

All die gefrorenen Thränen
Weiß Lenz mit Blut zu thau'n, —
Drückt uns auch Winters Sehnen,
Wir werden — Blüten schau'n!

*

Charfreitag.

O Gott, mein Gott,
Stumm, mit verschlung'nen Händen,
Geneigten Hauptes steh' ich
Vor Deinem heil'gen Grabe,
Erchauere vor Dir
Und Deinen tiefen Wunden;
Erbebe vor der Qual
Und vor den großen Leiden,
Die sie Dir zugefügt,
Aus bittrem Groll und Haß. —
Der Dornenkrone Backen,
Tief haben sie verletzt
Dein hehres Haupt; gezeißelt
Wardst Du und grimm verhöhnt! —
Dann kam die Sterbestunde,
Dein letzter Hauch: „Vollbracht!“ —
Im hangen Schauder steh' ich,
Und denke Deiner Qual,

Und wie Du stets doch liebtest,
Und mild Verzeihung sprachst,
Für all der Welt Verhöhnern,
O Himmelsmajestät!
Und weil selbst Mensch geworden,
Kennst ganz Du Menschennot;
Weißt wie die Wunden brennen,
Die oft uns zugefügt,
Im Lieben oder Hassen,
Ein menschlich Mißgeschick.
Wie bist Du, Welterlöser,
Nun menschlich arm und klein, —
Aus eig'nem großen Wollen, —
Zu fühlen Menschenpein.
Doch wunderbares Hoffen,
Gleich Frühlingsmelodie,
Durchklinget nun im Beten,
Mein eig'nes wundes Herz!
„O, Auferstehungstag,
„Anbrechen mußt Du sicher,
„Und durch die ganze Welt
„Wird Jubeln, Sauchzen dringen!
„Frohlocken werd' auch ich,
„Wenn meiner trüben Seele,
„Das „Hallelujah!“ klingt.
„Wenn meiner Liebe Dornen
„In Rosen wandeln sich,
„Wenn all das Läuten, Blühen,
„Im Frühlingsfestgesang,
„Mich gottgleich schier verkläret,
„Am — Auferstehungstag! — —“

So träum' ich, Gott, und träume,
An Deinem „heil'gen Grab!“

Ein Wunsch.

Hört, wenn ich einst gestorben bin,
Bestattet mich mit liebendem Sinn,
Nur wählet den schlichtesten Todtenschrein
Und schüttet mir Blumen, Blumen hinein!
Am Grabe will ich nicht gleißenden Stein,
Es pflanz' mir die Liebe ein Kreuzlein.
Zu Häupten setzet gewiß mir ein,
Jasmin und Flieder und Röslein,
Und um das Ganze schlinge sich mild,
Epheu, der ewigen Treue Bild.
— Nichts Besseres gibt es, als liebende Treu,
Und Schöneres nichts, als blühenden Mai! —
Daneben ein trauernder Weidenbaum,
D'rin träume ein Vöglein den Frühlingstraum. —
Und wünschen möcht' ich, daß Menschen es gibt,
Die weinend flüstern: „Ich hab' Dich geliebt!“
Und daß mir zuweilen von zärtlicher Hand,
Gespendet wird ein Blumenpfand! —
Eins noch: Auf mir den Erdenwall,
Küß' manchmal warm ein Sonnenstrahl;
Und auf dem Kreuz' steh' hell geschrieben:
„Ihr Lebenszweck war Lieben, Lieben!“

✱

Dr. Volkert an Dr. Friß Wenger.

Besten Dank für Deine liebe Sendung. Ich werde Alles demnächst lesen. Hier eine wichtige Mittheilung: Ich machte eine Fußwanderung. Der Weg führte mich heimwärts bei Elly's Eltern vorüber. Ich sprach dort vor. Elly ist sehr verändert. Man jagte mir, so oft man Deinen Namen nenne, fänge sie bitterlich zu weinen an. Ich glaube, sie leidet wie Du. Ihr liebt Euch! Willst

Du nicht das Eis brechen, das Euch trennt? Schreibe ihr. Laßt Beide den Stolz. Ein richtig Wort, zur rechten Stunde versäumt, kann endlos Leiden über Euch Beide bringen. Wie ich vernahm, fürchtet sie förmlich die Tage, an denen der Bräutigam sie besucht, und geht des Nachts oft stundenlang ohne Ruhe und Raht in ihrer Stube auf und ab. — Soll ich für Dich reden!?

Dein besorgter Freund

Wilhelm.

✱

Dr. Wenger an Volkert.

Ich bitte Dich um Gotteswillen, lasse die Angelegenheit ruhen! Meine Hand zittert, ich bin furchtbar erregt! Die Vergangenheit ist ein Gespenst für mich. Rufe nicht die bösen Geister, sie könnten mich verderben. Ella soll todt sein für mich. Der Schlag traf mich zu tief. That zu wehe! Ich liebe sie nicht mehr, wie einst. Mein Vertrauen ist dahin! Also schweigen, schweigen! Wie könnte ich mich auch zwischen ein Brautpaar drängen?! Und wäre Ella tausendmal unglücklicher als sie ohnehin ist! Nein, nein, nein!

Dein gepeinigter

Fritz.

NB. Ich reise von hier fort!

✱

Lydia an Clara.

Anbei, theure Freundin, übersende ich Dir das Hestchen mit Deinen Gedichten. Unser Gast, dem ich die Sachen zeigte, fand Einiges wohl „nicht übel“, räth Dir aber.

bringend ab, weiter zu schreiben. „Weibliche Geschöpfe mit Talent sind nicht zu beneiden“, sagt er, „sie sollten den geistigen Funken eher auslöschen, anstatt anzufachen, sie verirren sich mit ihrem Idealismus in einem Labyrinth von Gedanken und Träumen, aus dem sie schwer herausfinden!“ — —

Thue, wie Du meinst. Auf dieses Mannes Urtheil lege ich nicht allzu großes Gewicht. Er ist Frauenfeind, daher hart im Urtheile gegen uns. Und dann, — er kennt Dich ja nicht, wie lieb Du bist, Herzchen. Ich bin überzeugt, er spöttelt auch über mein Wesen. Wir können nicht Göttinnen sein, aber gute, edle Menschen. Lassen wir den Kauz. —

Wie geht es Euch? Die Tante ist nicht woler? Du Aermste, Dich schuf Gott nur dafür, um Anderen Wohlthaten zu erweisen, die Kranken zu pflegen, die Traurigen zu trösten! Du bist an einen Kreis von Glücklichen gar nicht gewöhnt und ich glaube darum, Du fühlst Dich heimischer, vertrauter dort, wo Unglück und Leid wohnen. Vergiß nicht, daß Du jung bist, Clara, und vezage nicht:

„O, verzweifle nicht am Glücke,
„Ob getäuscht auch viel und oft!
„Niedersehwebt's auf gold'ner Brücke
„Blöglich Dir und ungehofft!“ —

Gott wird alles recht machen.

Das Ziel meiner Wünsche ist wie vor und eh' — das Kloster. Nur habe ich noch manche Hindernisse zu überwinden! Neulich wohnte ich einer kirchlichen Feier bei. Wie festlich war es da! Eine Schaar junger Mädchen wurde „eingekleidet“ für eine fromme Vereinigung. Wie

sie da knieten beim Altare, ernst und andächtig, Kränze von weißen Rosen im Haare, weiße Kleider an und lange wallende Schleier! In den Händen Lilienzweige, daneben Buch und Rosenkranz. Sie waren wie Engel anzuschauen! Die Sonne leuchtete durch die bunten Glasfenster und warf farbige Lichter und goldene Strahlen auf das herrliche Kirchenbild! — —

Mein Traum ist und bleibt der — Nonnenschleier!

Deine

Lydia.

✥

Clara an Lydia.

Meine Getreue!

Dein Brief gab mir viel zu denken. Ich wünsche Dir aus ganzer, tiefster Seele, Du mögest Dein heißersehntes Ziel erreichen und danke Dir für Deine himmlischen Trostworte. Wie es wol thut, getröstet zu werden! Wie der Gedanke aufrichtet, eine theilnehmende Menschenseele Freundin nennen zu dürfen!

Jenes Kritikers Urtheil hat mich eigenthümlich berührt; er hat ja Recht, Frauen hätten eigentlich eine andere Bestimmung als die, diesem oder jenem Studium zu obliegen, dort und da sich einzumengen in Politik und Künste und Wissenschaften. „Mulier taceat in ecclesia“, sagten die Alten. Ach ja, wie sehr gebe ich ihnen recht! Wol der, die nicht ein grausames Schicksal ablenkt von ihrem eigentlichen, einzig wahrhaftem Ziele: Lieben, geliebt werden, beglücken. Es gibt, meine ich, nur dies eine wirkliche Glück für das Weib. Es wurde von Gott dafür erschaffen, — für die Liebe!

Und doch, ich selbst kann jenem problematischen „Doctor“ nicht gehorjam sein. Ich werde schreiben. Warum? — Weil mein Herz so voll ist, daß ich es ihm nicht wehren kann, in Worten auszuströmen, den Ueberfluß, den Reichthum an Empfindungen! Ich lebe ferne von aller Welt, nur unserem kleinen Haushalte und meiner geliebten Tante. Ich versprach ihr auch, bei ihr zu bleiben, fort und fort! Wäre es denn nicht wirklich ein Unrecht, je von ihr zu gehen, sie allein zu lassen, jetzt, wo sie meiner so sehr bedarf in ihrer Kränklichkeit? Möchte Gott sie mir nur lange erhalten. Die Letzte, die mir blieb!

Du sagst, ich sei jung! Mein liebes Mädchen, an Jahren wol, aber ich fühle mich so alt, so alt, daß es mir oft vorkommt, ich sei schon viel zu lange auf der Welt; es wäre Zeit, fortzugehen, auf Nimmerwiederkehr! Ein geistvoller Mann sagt irgendwo: „Ich frage die Menschen nicht: wie alt seid ihr? nein, ich frage: wie viele Todte habt ihr schon begraben?“ — So ist es mit mir, — ich mußte sie Alle sterben sehen, die Meinen, und diese Erinnerungen machen mich ernst und still und — alt, trotz meiner Jugend! Tausend Grüße.

Deine

Clara.

✧

Claras Tagebuch.

Schwestern! wenn Ihr traurig euch fühlt und elend,
Wenn die Welt Euch manche Enttäuschung brachte,
Und erbarmungslos Euch das Herz zerfleischte, —
Kommet zu mir nur!

Gott, der Herr, er gab mir Gefühl und Mitleid,
Gab mir auch den Blick für des Lebens Trauer,

Und ein zartes Ohr, für der Seele Schmerzen,
Und ich versteh' Euch.

Eure Hände will ich in meinen drücken,
Schmeichelnd von der Wang' Euch die Thräne küssen!
Berget Euer Haupt nur an meiner Brust und
Weinet Euch aus dort! —

✕

Clara an Lydia.

Liebste Lydia!

Bei uns wird es immer stiller und trauriger. Tante ist schwer krank! Hätte ich den starken, festen Glauben, wie Du, wie froh wäre ich. — Zuweilen fange ich jetzt schon an, gegen Gottes Einrichtungen zu murren, meine Lage, mein ödes Leben tief zu beklagen. Groll und Neid gegen Andere, — die ihre Jugendzeit, — die goldene, vielgepriesene, — verjubeln, vertändeln, verlachen, vertanzen, — steigen in mir auf. Oft habe ich die Empfindung, als würde ich, müßte ich die Beste werden, wenn Gott mich nur glücklich werden ließe! Wie würde ich ihm danken für jede Stunde des Glückes! Dann ist mir, als müßte ich fort, auf und davon, unter fröhliche Menschen, unter frohe Gesichter. Mein zweites Ich aber macht diesem unzufriedenen, anderen Ich bittere Vorwürfe, solche Dinge nur auszudenken, zu einer Zeit, wo ich so ernste Pflichten habe: Tantens Pflege! Wie ich dann leide zwischen Sehnsucht und Reue! Wenn ich des Nachts oft stundenlang an Tantens Schmerzenslager sitze und um mich Alles so todtenstill ist, die Uhr nur tickt oder die Dielen krachen und ich da sitze, so arm, so einsam und der Verstorbenen gedente, steigen oft plötzlich Zweifel in mir auf:

gibt es denn wirklich ein Wiedersehen? Im Jenseits? Gingen meine Lieben nicht vielleicht doch auf ewig und ewig von mir? Da graut mir und unendliche Sehnsucht befällt mich, Jemanden lieb zu haben, mit aller, aller Macht — weil das Leben ja so kurz ist, und der Tod, — o, drückender Gedanke, — vielleicht doch ewig!

Was werde ich thun, wenn die Tante auch von mir geht? Und mein warmes, inniges Gemüth? Oft, solange Tante wolauß war, flüchtete ich mich mit meiner Zärtlichkeit zu ihr. Sie ist so gut, so lieb, aber auch ihre Wärme genügte mir nicht und so ziehe ich — unbefriedigt durchs Leben! Sage, Lydia, ist denn jeder Mensch in seiner Jugend so sich selbst zur Qual?

Es gibt wol Menschen, und ich gehöre zu diesen, denen das Unglück sozusagen angeboren ist, sie kommen damit zur Welt. Es verwächst mit ihrem urreigensten Sein. —

Die Tante ruft mich, sie bedarf meiner.

Auch meine Augen sind halb blind vom Weinen, darum schließt für heute

Deine tief traurige

Clara.

✱

Dieselbe an dieselbe.

Ich bin in namenloser Angst. Tantens Zustand hat sich verschlimmert. Der Arzt hat bereits das erschütternde, gräßliche Wort: „hoffnungslos“ ausgesprochen.

In unbeschreiblichem Jammer

Deine

Clara.

✱

Claras Tagebuch.

Im Walde.

Ich schrie nicht auf, ich stöhnte nur,
Trug hin zum Wald mein Weh,
So eilt zum dunklen Walde auch
Das todeswunde Reh.

Ein Wort trifft oft das Menschenherz,
Dafs es zusammenbricht,
So wie das schwergetroffene Wild
Hinstürzt im Dämmerlicht.

✧

Dieselbe an dieselbe.

Meine liebe Lydia!

Tante Amalie ist todt. Gestern Abends schloß sie die Augen, um nie mehr zu erwachen.

Ich habe jede Stütze verloren, bin verwaist und verlassen! Schmerz und Herzleid drücken mich zu Boden. Ich fürchte krank zu werden, — vielleicht schickt Gott Erlösung. Wie gut müßte der ewige Schlaf sein!

Deine

Clara.

✧

Clara an Lydia.

Liebe Lydia!

Du verstehst zu trösten, Du bist wol eine echte und wahre Priesterin des Glaubens. Sei bedankt, Du Edle, Fromme! Unter Deiner Leitung werde ich besser werden! Ich will Dich mir zum Vorbilde nehmen und Gott anrufen

um seinen Beistand, daß ich diesen letzten, schweren Verlust ertragen lerne, mit Geduld und Ergebenheit!

Ich fühle mich körperlich so elend, daß mir der Arzt empfahl, irgend einen hübschen Ort aufzusuchen, wo ich Ruhe und Zerstreuung fände, mein Gemüth sei krank. Es sei auch Zeit, der Jugend zu ihren Rechten zu verhelfen. Die große, beständige Abgeschlossenheit, in der ich lebte, sei von schlechtem Einflusse auf ein Geschöpf, das, wie ich, jung und temperamentvoll ist! Da mich nichts mehr hier zurückhält, reise ich wirklich ab. Lisi, unser Dienstmädchen, muß mitkommen. Richte Deinen nächsten lieben Brief nach dem Badeorte S. in Steiermark, dort treffen mich Deine immer willkommen geheißenen Nachrichten.

Mit tausend Grüßen

Deine

Clara.

✧

Claras Tagebuch.

Badeort S., Steiermark.

Ich sitze am Rain. Auf meinen Knien liegt mein Vertrautestes, mein Tagebuch. Es ist schön hier. Seit kurzem weile ich in dieser gottbegnadeten Gegend, in der grünen Steiermark. Heute will ich hier draußen schreiben, in Gottes freier Natur. O, stiller, klarer Sommertag! Thymian und wilder Lavendel senden ihre Düfte her, Haidekraut und Ehrenpreis umbliühen mich. Und Du, Blümlein Augentrost, und ihr, ihr nickenden, sächelnden, zitternden Gräser, seid mir Alle begrüßt! Ich komme aus den engen Mauern der Großstadt. Alles ist mir dort

gestorben! Vorbei, vorbei! Ein neues Leben will ich beginnen. Und die Ruhe hier ist gut! — Die Quellen höre ich rauschen, von dort und von da, sie rieseln so lüde; die Vögel höre ich singen, die Blumen sehe ich sich neigen, sich küssen! Alles liebt sich! Dort das Grasmückenpaar! Wie es schnäbelt, wie es kose! Schmetterlinge zu Zweit gaukeln umher, umkreisen sich liebend! An den Stengeln keimen zarte Knösplein! Alles lebt, Alles liebt.

Unendliche Sehnsucht erfasst mich nach meiner Zwillingseele, nach einem gleichgestimmten Herzen! Ich aber, — ich bin allein, unverstanden, verlassen! — Sei still, Herz! Klage nicht! Es gibt ärmere als Du bist! — — —

Ich schaue um mich. Dort schimmern Fliegenchwämme am Waldrande, hier spielen Mückenschwärme und tanzen wie toll!

Der Ort ist romantisch. Die Ruine „Ehrenfels“ liegt stille; einst lebten wol stolze Ritter in ihren Hallen! Hinter mir erhebt sich der steile Bergrücken, seitwärts ragt das Dorfkirchlein hervor, mit jenem schablonenhaften Thurne in der bekannten Rübchenform. Vor mir streckt sich Flachland hin, untermischt mit Bergen und Hügel. Ich sehe die mächtige, stolze „Riggersburg“ auf steiler Höhe und dann wieder Reihen von Wäldern. Durch Alles ziehen sich, wie in Bändern, das gesuchte Ackerland, dort und da wogende Kornfelder. Verstreute Gehöfte an Bergabhängen, erinnern so recht an Rosegger's Waldgeschichten, Alles ist „stoansteirisch“, Alles ist schön!

Claras Tagebuch.

Ein Friedensbote möcht' ich sein, wo Stürme toben,
Der lenzesarmen Seele süßes Frühlingsweben,
Der Nacht ein Stern; und zart, mit Frauenhuld verwoben,
Ein heller Sonnenstrahl in einem düst'ren Leben.

*

Heute das erstemal bei der table d'hôte gewesen. Der Eintritt in den Saal war mir einigermaßen peinlich, — sonst war Tantchen an meiner Seite, nun muß ich allein gehen! Alle sahen sie von den verschiedenen Tischen her neugierig auf mich. Jeder neue Gast wird, wol schon aus Langeweile, einer kritischen Prüfung unterzogen. Als ich die Blicke auf mich gerichtet fühlte, war ich verlegen, ich wurde dunkelroth und eilte auf den mir angewiesenen Sitzplatz zu. Meine Nachbarinnen an der Tafel sind herzlich langweilig. Dennoch begann ich sofort ein Gespräch mit ihnen, um meine Verlegenheit zu bemänteln. Traurig sein darf man ja nur tiefinnerst im eigenen Herzen, den Leuten gegenüber Frohsinn, sonst ist man ausgeschlossen! So viel habe ich schon gelernt, seit ich allein bin. Selten gibt es Menschen, die nicht nur die Freude, sondern gerne auch das Leid mit uns theilen. Ich werde mich hüten, Jemandem, — ungefragt, — mein volles, armes Herz in seiner ganzen, großen Trauer zu zeigen, — unverhüllt. Ich finde Zu-neigung, weil ich Fröhlichkeit — heuchle. So sind die Menschen!

*

Als ich gestern Abends wieder im Speisejaale erschien und bei Tische Platz nahm, bemerkte ich, daß ein Herr besonders scharf mich beobachtete. Ein hübscher Mann! Sein Blick bohrte sich förmlich in meine Augen, so oft

ich aufschaute! Er sitzt an einem anderen Tische! Es freute mich, von diesem beachtet zu werden, ich wurde lustig und plauderte lebhaft, — wol über geringfügige Dinge, — mit meinen Nachbarinnen. Immer sah er her. Das Blut schoß mir bis über die Stirne hinauf, aber ich mußte den Blick suchen. Nachts träumte ich von den seltsam weichen, tiefen Augen! Das ist wol eine mitleidige Natur. Wer mag er sein?

*

Der schönste, gewandteste, gemüthreichste, geistvollste Mann, Curgast des Badeortes, macht mir den Hof! — Wir hatten uns bei Tische wieder gesehen. Als er meiner im Curjaale ansichtig wurde, verbeugte er sich leicht. Er hat eine stattliche, männlich stramme Gestalt, ein gefälliges Selbstbewußtsein. Kaum hatte ich nach dem Speisen den Saal verlassen und rückte mir eben im Vorjaale, vor dem Spiegel, meinen Hut zurecht, ging die Thüre auf und der Herr trat heraus. Er grüßte mit einer tiefen Verbeugung und wirklich „gentlemanlike“. Dann trat er auf mich zu und sagte mit weichem Tonfalle:

„Ich bin Ihnen nachgegangen, mein Fräulein, verzeihen Sie!“

„O, bitte, bitte!“ stotterte ich. (Ich benehme mich oft recht dumm und linksich, wenn ich unerwartet angesprochen werde!)

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle: Hofrath Szombath aus Budapest, mit Leib und Seele — Ungar!“

„Es freut mich herzlich!“ erwiderte ich. (Freude kam über mich, und meine Antwort mußte dies verrathen!)

Darauf er: „Unsere Augen fanden sich schon, drinnen im Saale, nicht wahr?“

Ich nickte. Im Spiegel sah ich zu meinem Entsetzen, daß mein Hut mir ganz schief hieng. Ich lachte laut auf, reichte dem Hofrathe die Hand, eilte zur Thüre und verabschiedete mich mit einem fröhlichen „Auf Wiedersehen!“ Seitdem sprach ich schon mehrmals mit ihm. Er ist sehr zuvorkommend, holte mir neulich seinen eigenen Regenschirm, als nach dem Souper ein Platzregen niederprasselte und geleitete mich nach Hause! Er ist gut!

*

Seit gestern ist ein Sonderling hier im Orte. Ich traf ihn zufällig Vor- und Nachmittags beim Spazierengehen. Doch kam er nicht zur Curmusik! Er trägt eine Anzahl dicker Bücher unter dem Arme und liest eifrig. Er scheint über die Menschen hinwegzuschauen. Er macht einen sonderbaren Eindruck auf mich. Doch beileibe keinen angenehmen!

*

Dieser Sonderling nimmt mir mein Lieblingsplätzchen weg: „Die Waldandacht“. Ich ging so gerne hin und war auch beinahe jeden Morgen vor dem Frühstück dort. Es betet sich gut im Walde! Nun verdrängt mich der Häßliche. Ich wollte, er reiste bald ab. — Im Cursaale schimpfte er über die Kost, er murrte über das schlechte Wetter, er ereifert sich über die Art der Einwohner! Du Brummbar! Füge Dich in Andere, ich muß es auch thun! Gleiches Recht für Alle! — —

*

Szombath wieder gesehen. Mit ihm sprechen ist eine Freude! Mein Herz thaut auf. Das Lachen fällt mir leicht und die schöne Gegend hier blickt mich so heiter an! —

Szombath hat eine hohe Meinung vom Weibe. „Das Weib ist in meinen Augen das Höchste“, sagt er. „Was wäre das Leben ohne die Frauen. Sie sind die Grundursache unseres Strebens, die Liebe zu ihnen macht uns Männer besser, verfeinert unsere sonst rohen und rauhen Sitten!“ — —

„Warum haben Sie nicht geheiratet?“ frug er mich einmal plötzlich. Ich senkte meinen Kopf und schaute zu Boden. Als ich aufblickte und in seine Augen sah, bemerkte er mittheilig: „Wie? Thränen in Ihren schönen Augen? Sagen Sie, warum schwimmen diese sonst fröhlichen Augen in Naß? Warum plötzlich dieser Stimmungswechsel? — Erwinnere ich Sie an Jemanden, den Sie — lieb hatten?“

Ich wußte nichts zu sagen. Er hatte, nichts ahnend, den wunden Punkt meiner Seele getroffen, er hatte mich daran erinnert, daß es für mich — Niemanden gibt auf der weiten Welt. — — —

*

Szombath trägt ein Ringlein am Finger mit Türquisen, die Vergißmeinnichte bilden. Neulich frug ich ihn, woher der Ring sei? Er antwortete ausweichend, bis ich endlich doch erfuhr, er sei von einem Mädchen, das er einst geliebt hatte. Ich forschte weiter, ob sie gestorben sei, worauf er rasch ein anderes Thema anschlug! — Meine Fröhlichkeit bekommt jetzt zuweilen Schatten, so wie ein warmer Sonnentag, dem böse Wolken die Helligkeit benehmen!

*

Szombath sagt, er bewundere die Reinheit meines Gemüthes, er hätte selten, nicht einmal bei Kindern, solch'

reines Empfinden beobachtet und gefunden, wie bei mir. Ich freue mich stets so sehr, ihn zu treffen. Er wartet nach Tische im Vorzimmer auf mich, dann gehen wir meist ein wenig im Schatten der schönen Buchenallee drüben spazieren. „Auch die Bäume lieben sich“, sagte er unlängst, und blieb vor einem Eichenpaare stehen, ein kräftigerer und ein zarter Baum, deren Stämme und Aeste ganz innig sich ineinander verschlungen hatten. „Die gehören sich an“, scherzte er, „so wie Menschen, die sich Alles sein wollen. Die Menschen nennen solchen Bund — die Ehe, nur fragen die mehr nach Gesetzen, die Bäume fragen nicht, — sie werden getraut vom Walde, von den Vögeln, von den Blumen — und die Wolken schauen herab auf sie. Sie schämen sich ihrer Innigkeit nicht!“ — —

Wieder wunderte er sich über meinen Stimmungswechsel, besonders da ich, nach fröhlichem Plaudern, plötzlich stille wurde und seufzend erwiderte: „Der Baum findet zum Baum, aber das arme Menschenherz nicht immer zum gleichgesinnten Herzen!“ — Ich war verstimmt, mir war zum Weinen, ich trennte mich bald von Szombath und weinte noch lange in die Kissen hinein, als ich das Licht ausgelöscht hatte, um einzuschlafen.

*

Die persönliche, „ehrbare“ Bekanntschaft des „Monsieur Sonderling“ gemacht. Ein hochgebildeter Mann, soll Doctor der Philosophie sein, außerordentlich belesen. Scheint aber nicht, wie mein schöner Hofmacher, bei Frauen in die Schule gegangen zu sein. Er spricht verbittert über Diese und drückt sich oft recht ungalant aus. Es

liegt ihm, dünkt mir, wenig daran, was das weibliche Geschlecht sich für ein Urtheil über ihn bildet. Hat übrigens auch eine Gemüthsseite: ist Naturfreund!

*

Man könnte viel Wissen gewinnen, im Umgange mit diesem „Doctor“ (siehe: Sonderling!). Er zeigte sich sogar mehrmals erstaunt über meine Kenntnisse. Er sagt, er hätte so viele und umfassende geistige Bildung noch bei Keiner sonst getroffen! Der wird wol noch mit Wenigen verkehrt haben. Er spricht so abfällig über das Weib, beinahe verlegend, als ob er sie nie von der schönen Seite hätte kennen gelernt, die Frauen!

Der Unwissende! Sind wir nicht Alle biegsam und opferwillig? Haben wir nicht Alle den Wunsch, zu lieben und uns hinzugeben in Treue und Zärtlichkeit? Wenn er vom Heiraten spricht, setzt er jedesmal hinzu: „Wovor mich Gott bewahre!“ oder „Gott sei dem gnädig — er hat ein Weib gefreit! — Unbeweibt durch's Leben gehen, das schützt vor Gram und Enttäuschungen!“ — —

Ich sprach schon mehrmals mit diesem „Doctor“. Er ist eigenartig wie ein originelles Buch!

*

Heute sagte mir der „Doctor“ bereits einige Grobheiten. Er tadelt sehr Vieles an mir, besonders in meinem Benehmen, den Leuten gegenüber.

Er sagte: „Allzu viel Wärme ist nicht gut. Man wird mißverstanden. Sie haben jene allzugroße Zuverlässigkeit im Verkehre mit Anderen, die der Engländer:

„want af education“ nennt. Warum nicht zurückhaltender, ernster?“ Bei dem letzten Worte lächelte ich. Ihm blieb es also verborgen, wie tief ernst ich sein konnte. Ja, er versteht das Weib nicht. Er hat seine Bücher gut studiert, nur jenes eine, mit der Aufschrift „Frauenherz“, jenes eine kennt er schlecht. Wie kann man so verbittert, so menschenfeindlich werden? Er ist nicht liebenswert (die möchte ich kennen, die sich in den verliebt!), aber ich bedauere ihn doch unendlich. Kein sehndes, liebendes Herz haben, mag trostlos sein! Liebe verklärt Alles, auch die Wehmut in der Liebe hat ihre schönen Seiten, so wie die „sterbende“ Jahreszeit, — der Herbst, — sein farbenfattes Laub, seine köstlichen Früchte hat. Man hat den Winter vor Augen, aber man freut sich, unter Thränen, der klaren Octobermorgen, der sterndurchfunkelten, kalten Novembernächte! Es ist, als läge auf Allem ein zarter Thau, ein verklärender Hauch, wenn man liebt. — Du armer Gelehrter! — — —

Ich wandere wieder öfter zur „Waldbandacht“. Wozu mich verdrängen lassen! Soll er gehen!

*

Herr „Doctor“ hielt mir vor:

Erstens, daß ich mich zu frei bewege in Männergesellschaft;

zweitens, daß ein Mädchen von meinen Jahren nicht ohne Garde in einen Badeort reisen solle.

„Sie sind nicht alt und nicht häßlich genug, um so allein zu reisen“, sagte er ernst, im schulmeisterlichen Tone.

„Habe ich denn irgendwie verstoßen, gegen die gute Sitte?“ versetzte ich gekränkt.

„Nein, nein, aber Sie haben, wie ich merke, ein lebhaftes, ja mehr, ein feuriges, — ungelebtes Leben, solch' ein Naturell bedarf der Zügel!“

Woher ich die Blumen hätte, die ich im Gürtel trug?

„Szombath brachte sie mir beim Frühstück!“

„Wer ist Szombath?“

„Einer der Gurgäste, Herr Doctor, ein höflicher Gurgast!“

„So, so, höflich, höflicher, — ich merke, Sie vermiffen den Comparativ dieser schönen Eigenschaft an mir! — Werfen Sie die Blumen weg!“

„Das werde ich wol nicht thun!“ Ich hielt schützend die Hand darüber.

Dann sprachen wir wieder ernster. Ich erschien wol nun auch ihm wahrscheinlich ernst, denn es entschlüpfte mir eine Klage. Ich erzählte ihm, warum ich Menschen aufsuche, warum ich allein reise. Dies, weil ich Alle, die ich mein genannt, verloren hatte, jenes, weil ich Vergessen und Zerstreuung suchte. Er bot mir schweigend die Hand und ein ganz leiser Druck sagte mir, daß ich ihm leid thue.

*

Szombath spielt herrlich Clavier. Ich höre ihn von meinem Fenster aus. Es ist mir, als ob er in Tönen zu mir spräche, als ob diese, wie geflügelte Worte, zu mir hereingesflogen kämen. Wie schön spielte er eben Henselt's Etude: „Wenn ich ein Vöglein wär“. — — Jetzt beginnt er meine Lieblingsphantasie von Chopin. Er spielt teuflisch schön. — —

Wo ich auch gehe und stehe, überall ist mir, als vernähme ich seine Stimme. Hundertmal eile ich an's Fenster, weil ich glaube, seine Schritte unten zu vernehmen, und immer klingt mir die Musik im Ohre, die seine Hände, im Vereine mit seiner schwärmerischen Seele, hervorzaubern. Es summt, es trillert, es singt und klagt, es jauchzt vor Freude und stöhnt vor Leid, als müßte das Herz zerspringen. Ja, so ist der Ungar, er versteht sich auf die Sprache der Töne!

*

Da ich dem Hofrathе eingestand, daß ich die Geige spiele, beredete er mich, einmal im Curhause mit ihm zu musizieren. Ich freue mich darauf, Er wird mich loben, wie Alle es thaten, die mich hörten!

*

Der „Doctor“ ist aber wirklich ein grämlicher Geselle. Er warnt mich vor dem Hofrathе, ich solle seine Aufmerksamkeit zurückweisen, seine Blumen nicht annehmen. Er behandelt mich wahrhaftig wie ein Kind!

*

Mit dem Hofrathе gespielt. Wir führten die „Frühlings-sonate“ von Beethoven auf. Welch' ein Genuß war das! Mir kam es vor, als sprächen unsere Seelen zueinander, als zöge Lenz und Leben, auf flutenden Tonwellen, in mein Innerstes ein. Märchenblumen blühten auf, den blauen Aether sah ich ausgespannt, und hüpfende Sonnenstrahlen sah ich, ja, fühlte ich, um mich her. Ich sah

auch ein liebend Paar, für das der Frühling geschaffen wurde, ich hörte Verheirathetenjubel, und sah am Uferrande Bergißmeinnichte erblühen. Dazu säufelten Lenzeslüfte und Duellen rauschten und die Knospen sprangen und riefen: „Wir wollen leben, Gott schuf uns zur Freude!“ — — So war es in mir, als ich spielte. Wie in einem Traume befand ich mich. Die Finger spielten so leicht, sie waren heute wirklich kleine Meister. — Aber ich glühte. Den Traum spann ich weiter und weiter. — — —

So kamen wir zum letzten Satze.

„Sie spielen meisterhaft, Fräulein!“ rief Szombath begeistert. Das beglückte mich. — —

Das Ende war traurig. Als wir in der vorletzten Zeile waren, blickte ich auf. Es hatte mich Etwas geblendet. Vor mir war das Fenster. Mein Blick fiel auf des „Doctors“ unschönes Gesicht, das noch verbitterter aussah als sonst. Er mußte eben stehen geblieben sein und blickte forschend herein. Ich griff falsch vor Schrecken, wollte mich verbessern und machte es noch ärger!

Bewirrung und Aufregung trieben mir das Blut noch mehr in die Wangen. Da legte ich die Geige weg und sagte aufseufzend: „Ich kann nicht mehr!“ — —

Szombath sah auch des „Doctors“ Gesicht. „Und der macht Sie so verwirrt?“ rief er spöttisch. „Ei, ei! Fräulein Clara, was soll das? Lieben Sie diesen Sonderling?“ — — „O, beileibe nicht, Hofrath“, lächelte ich, „aber ich glaube, ich bin plötzlich nicht wol. Ich will ein wenig in die frische Luft gehen.“ So schloß unser Concert.

Claras Tagebuch.

Vorbei!

Jüngst hatt' ich einen süßen Traum:
Ich war allein im Weltenraum,
Allein mit Dir, Du lieber Mann,
Den ich der Erde abgewann.
Wir saßen schweigend Hand in Hand,
An Baches blauen Blütenrand.
Die Augen waren der Blicke Ziel,
Sie suchten Lieb'! — sie fanden viel.
Es sangen die Wellen so sachte, so sacht,
Ein Schlummerlied der Frühlingsnacht.
Am Himmel schimmert Stern an Stern.
„Hast Du mich lieb, hast Du mich gern?“
Der jungen Liebe alte Weib' —
Die Wellen rauschten's so leise, leis.
Der Lippe zärtlich die Lipp' sich heut:
„Nach Morgen nicht frage, o, schenk' mir das Heut!“
„Was soll ich Mann, Deinem heißen Begehren?“
— Die Welle sagt Dir's: „Gewähren, gewähren!“ —
— Schon ruh' ich trunken an treuer Brust,
Hör' pochen Dein Herze in Liebeslust.
Es raumen die Lüfte hinaus in die Nacht
Ein süßes Geheimnis: „Die Lieb' ist erwacht!“
Vor Freude im Bache die Welle selbst weint,
Hört Ihr sie murmeln? „Vereint, vereint!“ — —
— Ach! — — Plötzlich seh' ich im Himmelsraum
Zwei Sterne sinken! — — Vorbei der Traum! — —
Ein jäh Erwachen zu neuer Pein,
Im Herzen nur rauscht es: „Allein, allein!“ —

Dr. Wenger an Volkert.

Badeort S.

Lieber Freund!

— — — Mein Leben hier ist, wenigstens nach außen hin, ruhig. Ich nehme nicht Theil an der *table d'hôte*, ich gehe nicht zu ihren sogenannten „Réunions“, nicht zu den Concerten, die täglich mehrmals, „aller Welt“ hier, Gelegenheit zum Stelldichein geben. Ich meide gerne die Menschen. „Bleib' allein mit Deinem Schmerze, gehe in den Wald und weine Dich dort aus, mein armes Herz!“ sage ich mir. Die Menschen finden den Aufenthalt hier sehr: „*amüſant!*“ Wie ich diese welschen Verunzierungen unserer schönen, edlen deutschen Muttersprache hasse! Auch der Sinn des Wortes „*amusement*“ ist — kleinlich. Sich unterhalten, sich amüsieren! Was ist das doch für eine kleinliche Art, das Leben auszufüllen! Ich finde keineswegs, daß das Leben amüſant sei, ich sehe überall Not und Elend genug! Aber man muß den Blick für das Grinste haben, sonst bemerkt man es nicht, und geht achtlos daran vorüber. Es gibt Kranke, Sterbende, Verwaiste, Hungernde genug, und solche, die ein gebrochenes Herz im kränkenden Leibe mit sich herumtragen! Genug gibt es des Jammers. Und Ihr Menschen da, denkt nur daran, was nun? Eine Freude soll die andere ablösen!

Ich gehe einsame Waldwege und gebe mich tiefsten Betrachtungen hin. Gelegentlich solch' eines Spazierganges traf ich neulich ein Fräulein Vollmann. Das heißt, ich frug sie nicht um ihren Namen, was kümmert der mich auch? Aber nachträglich erfuhr ich ihn zufällig. Sie fiel

mir darum auf, weil sie auch, gleich mir, nachdenklich und traurig durch den Wald schlich. Was hatte sie? O, nichts Anderes als Mädchenlaunen. Morgen fliegt sie doch gewiß wieder zu Tanz und Lust! Nächstens mehr.

Dein

Fritz.

✱

Dr. Wenger an denselben.

Nein, nein, lieber Freund! Fräulein Bollmann ist mir unendlich gleichgiltig. Ich schätze sie nicht auf eines Pfliffers Wert.

Ich sah sie öfters. Der Ort ist klein, man muß zuweilen aufeinanderstoßen. Sie ist überhaupte, beinahe hager und, — ich sage: — ohne Ziererei; Andere würden ihr Wesen strenger beurtheilen und „frei“ nennen. Sie ist oft mitten in der Gesellschaft, spielt Geige (manchesmal falsch, wie ich selbst, mit eigenen Ohren, mich davon überzeugte!), rudert im Rahn mit den Männern um die Wette, ist auf der Regelpbahn zu sehen und beim Lawn-tennis mit Blouze und Baret. Da kommt sie mir, unter Männern, so recht — männlich vor; oft sehe ich sie auch, umringt von Kindern, im Walde, auf einem Steinblocke sitzend und Märchen erzählend, da ist sie, oder scheint sie wenigstens, Weib.

Unlängst wurde ich ihrer ansichtig; unter Frauen sah ich sie da zum erstenmale! Sie benahm sich sonderbar linksich in dieser Gesellschaft, so als ob sie nie gewöhnt gewesen wäre, mit Damen umzugehen. Sonderbar! und unter Männern so gerundet, so gewandt! Weiber, Ihr seid

Alle schlecht! Oder ist ihr der Umgang mit diesen zu kleinlich? Bermag dieser Alltagsklatsch sie nicht zu fesseln? Kann sein! Genug, sie wußte kaum zu reden, sie war eckig, verlegen, schweigsam. Aber sie ist mir auch verhaßt. Warum muß ich sie im Walde so oft begegnen? Neuer Grimm erfaßt mein Herz gegen Alle!

(Fortsetzung.)

Neulich ergab sich ein Gespräch mit Fräulein Vollmann. Sie heißt auch Clara mit ihrem Taufnamen. Sie scheint sarkastisch zu sein! Und eigenthümlich ist sie! Entweder sie ist bodenlos schlecht, oder harmlos wie ein Kind. Darauf müßte ich erst kommen. Aber eigentlich ist sie doch eine größer angelegte Natur. Sie sagt Alles so offen, so aufrichtig heraus, wie ich es sonst nur bei Kindern traf, aber ich glaube nicht, daß es Berechnung ist. Die Männer, obwol sie immer mitten unter ihnen ist, sind ihr doch alle herzlich gleichgiltig, wie ich ihren klugen Reden entnehme. Keine Alltagsnatur! Im Gegentheile, mir wäre sie zu ungewöhnlich. Ich werde nicht klar über dieses Gemisch von Frohsinn, Trauer, Jubel, Schmerz und — Gelehrsamkeit! Gott bewahre mich vor jedem Weibe!

Dein Freund

Fritz.

✱

Hofrath Szombath an seine Schwester.

Liebe Koszi!

Ich sehe im Geiste, wie Du Dein dunkles Zigeunerköpfchen mißbilligend schüttelst; höre, wie Du schmähend

ausrufeist: „Ihr Männer seid schlecht!“ (Dein Lieblingsauspruch, nicht wahr?) — Und alles Dies über den Inhalt meiner heutigen Epistel! Ja, wir sind schlecht, aber — „das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!“ um mit Altmeister Goethe zu philosophieren! — Ich bin wieder einmal verliebt, so zu sagen bis über die Ohren. Sie, die Holde, ist hier in S. — Die Curgäste gaben ihr den Beinamen: „Lady“. Sie trägt sich und gibt sich wie eine vornehme Engländerin. Aber die Augen sprühen! Als ich sie das erstemal sah, — an der table d'hôte war's, — da traf mich ihr Blick; er ging mir („diesem Jemanden voll Schlechtigkeit“, wie Du mich nennst!), dem „Lebemann“, wie ich mich gelinde selbst bezeichnen will, — durch Mark und Bein! Und ihr oftmaliges Erröthen! Warum wird sie oft roth über und über? Steigen böie Gedanken in ihr auf, die sie entsetzen? Sie ist so rein! Ich glaube, der Gedanke an die Sünde erfüllt sie mit Schauer! Aber es schlummern Gluten, ungeweckte Gluten, in diesem keuschen Mädchenherzen, und dieses Gemisch von Engelsreinheit und teuflischer Sehnsucht nach Lebensfreude und Genuß, — dieser Verein von Seele und Körper zieht mich an. Es zieht mich hin, wo sie ist, beinahe unbewußt; es steigen Wünsche in mir auf, unbändig wie junge Kasse. Sehe ich sie aber, die „Lady“, dann fühle ich doch, wie sehr, wie tief ich sie achte. Solch' ein Geschöpf vermöchte es, mich auf den rechten Weg zu bringen, solch' Eine, glaube ich, könnte mich auch dauernd fesseln! Wenn ich sie bitten würde, mich zu heiraten?! Mache nicht ein so erschrecktes Gesicht, Koszi, sie würde ja so nicht ja sagen, wenn sie erführe, daß ein Schatten

auf meiner Vergangenheit ruht. — Sie ist so vornehm geartet. Manchmal denke ich mir auch, wer weiß, ob sie doch einen Mann glücklich macht in der Ehe. Sie ist auch stolz, — so, als ob sie bereuen würde, wenn sie einmal zärtlich war! Sie sehnt sich wol maßlos nach Männerliebe; aber sie wäre tief enttäuscht; sie begehrt die keusche Liebe der — Engel! Sonderbares Geschöpf! Werde ich sie wol heute wieder treffen?

Es ist schön, wenn plötzlich im Walde die schlanke, hellgekleidete, (sie liebt zarte, lichte Farben), biegsame Gestalt dieser „Lady“ auftaucht! —

Mache mir keine Vorwürfe! O, Koszi, könnte ich die Vergangenheit vertilgen, wie man aus einem Buche eine schlecht geschriebene Seite herauschneidet, — aber die Erinnerung bleibt und zuweilen Regungen dort, wo das — Gewissen thront.

Dein Bruder

Szombath János.

✧

Dr. Wenger an Volkert.

Lieber Freund!

Lange brach für mich kein heiterer Tag an, aber gestern hatte ich einen, und einen wirklich lustigen noch dazu. Ich bin Dir beinahe dankbar dafür, die mich unbewußt so sehr ergötzte. Clara war es. —

Der größte Komiker ist doch der Zufall, er bringt die Menschen zusammen, er führt sie auseinander, er läßt sie sich treffen und reißt seine Poffen. Dieser Späsmacher

hat auch mir einen Schabernak angethan. Ach, und was für einen unerwarteten! Höre was sich zutrug:

Ich schlenderte wie sonst durch Wald und Flur und bog dann wieder seitwärts ab, um zur sogenannten „Waldandacht“, ein Plätzchen, das ich gerne zuweilen aufsuche, — eine herrliche Muttergottesstatue ist dort im Laubgrün aufgestellt! — zu gelangen. Schon aus einiger Entfernung sah ich durch die Fichtenstämme hindurch Clara's lichtiges Kleid schimmern. Vorsichtig ging ich näher. Ich wollte unbemerkt bleiben. (Die Mädchen meinen so leicht, man kommt ihrethalben!) Ich sah deutlich. Ein Niesenstrauß von Feldblumen lag neben ihr auf der Bank, darunter eine Schreibmappe. Sie saß still, ihre Augen waren gegen die Heiligenstatue gerichtet, ihre Hände lagen ineinander, ich glaube, sie betete. Ganz stille wollte ich sein. Da! — da knackten die Zweige, ein dürre brach sogar entzwei. Clara fuhr zusammen, packte Blumen, Mappe und Hut und floh, — wie ein aufgeschrecktes Reh. Nun konnte ja ich den Platz einnehmen. Kornblumen hatte sie verstreut und einzelne Feldwicken und Windlinge hatten sich an das Holz der Bank angeklammert und blieben da. Am Boden aber fand ich ein Blatt Papier, — ein beschriebenes sogar, das Clara bei der Flucht verloren hatte. Ich prüfte das Blatt. Ich besah mir den Inhalt. Und weißt Du, was ich daraus erfuhr? Diese Clara Bollmann ist wahr und wahrhaftig Lydia's Freundin, jene Dichterin, deren Verse man mir in die Hand zu spielen wußte, jene Dame, gegen die ich vom Anfange an einen gewissen Widerwillen gehabt habe und die ich lieber nicht getroffen hätte. Was auf dem Papiere stand? Auf der Vorderseite ein Gedicht,

ich muß es schön nennen, es enthält ein schönes Bild und edle Gedanken, (sie hat sich gebessert, vervollkommnet!), und heißt: „Nicht umsonst gelebt“. Die Rückseite enthielt — wirtschaftliche Aufzeichnungen, mit „Ausgaben“ überschrieben. Hier ein köstlicher Auszug davon:

„Für die arme Wöchnerin: Windeln, Hemdchen zc.
„Stoff, um Rudi's Höschen zu flicken.
„1 Schachtel „Männchen steh' auf“ für Nazi.
„Salben für Bertel's kranken Hund.
„Der armen Schusterfamilie für Sonntagsbraten.
„Spende für das Krankenhaus.
„Tauschmaus bei Huber's, (damit sie sich einmal den Hunger stillen können!)
„Vom Jahrmarkt süßes Herz und Kind und Wiege, worum Gretl so flehentlich bat.

„Kanonen.

„Löwen, unzerbrechlich, für meinen Liebling.

„Schreibmappe für meine Gedichte zc. — —

„Zum Schluß stand die Anmerkung:

„Zu Lydia Hater's Geburtstag Erbauungsbücher mit dem gedruckten Widmungsblatte: Meiner frommen Freundin!“ — —

Was sagst Du, Volkert, zu dieser Entdeckung. Es ist kein Zweifel möglich, sie ist dieselbe von damals. Ich erkenne auch ihre zarten, bescheidenen Schriftzüge wieder! Ja, sie ist es!

Ich konnte mich vor Lachen nicht zurecht bringen: Kanonen! Löwen! Und für Gretchen Herz und Wiege! Arme Gretl! Das Ganze belustigt mich. Was doch dieser große Geist, Miß Clara, für kleinliche, kindliche Freuden

hat! Und dann die Kanonen! Zu komisch! — Das Blatt bekommt sie nimmer. Ich will sie auch nicht in Verlegenheit bringen. Ich wollte, ich fände öfters solch ein „geheimnes“ Blatt! Ich lachte bis ich einschlief!

Genug für heute.

Dein lustiger

Fritz.

✱

Aus Dr. Wengers Taschenbuch.

Seit ich Einblick habe in Claras — „Geheimnisse“ ist sie mir eigentlich angenehmer, oder besser gesagt: weniger unangenehm. Sie scheint gut zu sein und besitzt unstreitig jenen Blick für Elend und Noth, den man selten bei sogenannten besseren Leuten findet. Ob sie auch Mitleid hätte, wenn ich ihr meine Erlebnisse mittheilen würde? Was bekäme ich? Die Kanonen oder — das Herz? — —

✱

Claras Tagebuch.

Gestern verlor ich ein Gedicht; mein neuestes. Ueberall suchte ich, auch auf der Bank, gegenüber der Mutter Gottes im Walde, wo ich saß. Ich konnte es nicht finden. Wenn es nur nicht in falsche Hände geräth. Tiefinnerste Gedanken gibt man nicht gerne preis! Ich hielt ein Bildchen fest in meinen Versen, das sich mir jüngst aufdrängte:

Am Waldessaume lagerten sich Wanderer, ich glaube Scheerenfleißer waren es. Ein kleines Wägelchen stand da, — daneben ein junges Weib, das schäfernd und

scherzend zur Abendmahlzeit richtete. Unten im Grase spielten lustige Kinder und daneben, behaglich hingestreckt ins lange Gras, lag ein kräftiger Mann mit freundlichem Gesichte. Ein ganz kleines Kindchen kroch auf ihm herum und lachte und spielte und zupfte ihn. Der Vater blickte selig auf das Kind, auf sein junges Weib, und von allen Gesichtern schimmerte die helle, ungetrübte Lebensfreude. — — Ich fühlte in mir: das ist volles Glück — bei fargem Brot, jenes echte, das sich nicht erkaufen läßt, aber auch ungebeten, in den niedersten Hütten einkehrt. Ich sehnte mich wieder nach solchem Glücke und die Thränen rannen mir bei dem Gedanken, daß mein Leben verlaufen werde, glücklos, ziellos, ohne die himmlischen Freuden dieses dürftigen Paares! Das Gedicht betitelte ich: „Nicht umsonst gelebt!“, — könnte ich es nur finden! — —

*

Ich mag diesen „Doctor“ gar nicht mehr sehen. Will mein Lieblingsplätzchen aufgeben, — seinethalben. Ich ertrage diesen Hohn nicht länger. Ich habe eine solche Behandlung, wie sie mir von ihm zutheil wird, nie, niemals von Anderen kennen gelernt. Verdienne ich denn ewigen Sarkasmus, fortwährende Sticheleien? — Nun sind wir ganz auf Kriegsfuß. Und ich habe keine Lust zur Ausöhnung. — — Als ich ihn nach dem Zusammen- treffen neulich, während unseres Musificirens, zum erstenmale wieder sah, bemerkte er mit spöttischem Zucken der Mund- winkel:

„Ich habe Beethoven von Ihnen und — Jenem gehört!“

„Hörten Sie länger zu, Herr Doctor und — haben wir schön gespielt?“ versetzte ich eifrig. Ich wußte, den bösen Abschluß ausgenommen, daß ich wirklich gut gespielt hatte.

„Nun, gnädiges Fräulein“, dabei wieder spöttisches Lächeln, „ich hörte gerade nur die letzten Tacte, ich war eben stehen geblieben vor dem Fenster, als Sie mich erblickten, — und da hatte ich gerade noch Zeit zu bemerken, erstens, daß Sie Beethoven spielten, zweitens, daß, — nun daß Sie in einem nicht allzu — reinen Seelenverhältnisse zu diesem unseren großen Meister stehen. Sie können — falsch sein, mein Fräulein!“

Ich war wie vernichtet. Wüthend stand ich von der Bank auf und wendete mich zum Fortgehen.

Er sprach weiter, beinahe belustigt: „Warum erschrafen Sie über mich, als ich zum Fenster hineinschaute?“

„Sie irren, Herr Doctor“, erwiderte ich gereizt, „ich bin nicht Ihrethalben erschrocken, — überhaupt nicht erschrocken und zudem, — lassen wir Beethoven und bitte, sparen Sie sich Ihren Spott für eine würdigere Gelegenheit. Ich werde Ihnen keinen Grund mehr geben zur — Ironie! Adieu, Herr Doctor!“

So, das war meine letzte Unterredung mit diesem Menschen. Ich verdiene nicht, fortwährend beleidigt zu werden.

*

Eben wollte ich fort, um mit Szombath die vor langer Zeit verabredete Partie in die „Wolfschlucht“ zu machen. Das Wetter ist so verlockend heute! Das Mädchen kommt mit einem Briefe, von wem doch? — —

Ein Ereignis: Der Doctor schreibt! Und an mich?
Nur wenige Zeilen sind es:

„Gnädiges Fräulein!

„Zehn Tage sind verflossen, seit ich Sie das letztmal
„sah. Sie sind wahrscheinlich böse. Ich hätte Ihnen gerne
„noch die wenigen, aber bedeutungsvollen Worte mündlich
„zugerufen: ‚Hüten sie sich vor diesem Hofrathe Sz., er
„ist einer der gefährlichsten Hofmacher. Jedes Mädchen
„sollte ihn fliehen!‘ Da Sie mir allzusehr zürnen, muß
„ich meine Warnung nieder schreiben. Nochmals: ‚Seien
„Sie auf Ihrer Hut!‘

„Gott befohlen!

„Einer, der es nicht schlecht meint:

„Wenger.“

— Was thun? Bleiben? Gehen? — Nein, diesmal
muß ich Wort halten. Ich versprach, bestimmt zu kommen.
Dann will ich ja seinem Rate Gehör schenken! Nur heute
noch eine glückliche Plauderstunde! — Ich gehe! —

*

— — — „Ich habe Sie lieb“, sagte Szombath und
nahm mich bei der Hand. Im selben Augenblicke kam
der Doctor daher. (Ich glaube er verfolgt uns, weil er
überall auftaucht, wenn ich mit Jenem gehe!) Erst warf
er einen vernichtenden Blick auf mich, dann trat er näher
zu Szombath und rief mit zorniger Stimme:

„Ich finde es unehrenhaft, unmännlich, schmähslich, ja
niederträchtig von Ihnen, einem Mädchen nachzustellen,
das ohne eigentlichen Schutz und Schirm in der Welt
steht! Schämen Sie sich!“

„Aber Doctor“, sagte ich erröthend, „Doctor, denken Sie nichts Böses, wir plauderten bisher wie gute Freunde. Und Herr Szombath versteht mich so gut!“

Das schien ihn noch wüthender zu machen. Er war außer sich. Ein hartes Wort um das andere kam aus dem Munde der Beiden. Ich lief in den Wald hinein, ich wollte nichts mehr hören. Tief beschämt verkroch ich mich zwischen Bäumen und Büschen und weinte mich aus.
— Auch die Steine haben kein Erbarmen mit mir!

*

Wie ich höre, haben sich die Beiden schwer beleidigt. Sie wollen sich schlagen! Um Gotteswillen! Was thun, das darf nicht sein. Und meinethalben, meinethalben! Gott, in welche Irrwege führst Du uns! Und wenn ein Unglück geschähe und ich, ich trüge die Schuld! Himmel, stehe mir bei! — — —

Die Sache muß ausgeglichen werden! Ich werde Alles daransetzen. — — —

*

Der „Doctor“ hat in der That Szombath gefordert zum Duell! — — Das muß hintertrieben werden!

*

Szombath, den ich frug, sagt nichts aus. Auf alle meine Fragen bekam ich nur die eine Antwort: „Was Männerehre erfordert, muß geschehen, und ginge ich dabei zu Grunde!“ — —

So muß ich denn wirklich nochmals an den „Doctor“ herantreten, ich suchte ihn schon bei der „Waldbandacht“, —

aber vergebens. Was thun? Es bleibt mir nichts Anderes übrig, als zu ihm zu gehen. Ich bin in größter Aufregung!

*

Gottlob, Alles beigelegt! — —

Ich eilte zu des „Doctors“ Wohnung und ließ ihn herausbitten! Das war eine heiße Arbeit, ihn bezüglich Szombath zu versöhnen! Er ließ mich flehen, jammern, händeringend bitten! Auf Alles hatte er nur ein trotziges Kopfschütteln!

„Aber, um Himmelswillen, Doctor, ich beschwöre Sie, stehen Sie ab von Ihrem Vorhaben! Er ist nicht so schlecht, wie Sie meinen!“ rief ich. Das schien ihn aber vollends zornig zu machen.

„So“, rief er empört, „nicht so schlecht? Reden wir nicht mehr davon, — was mängen Sie sich überhaupt in anderer Leute Angelegenheiten? Verzeihen Sie, aber ich glaube, über Szombath ein Urtheil zu fällen, das ist meine Sache. Und — ach, ich könnte diesen Menschen niederhauen, mit kaltem Blute!“ Er redete sich immer tiefer in Zorn und Aerger hinein.

„Ich will nicht mehr leben, wenn ein Unglück geschieht“, erwiderte ich eingeschüchtert. „Ich reise heute noch ab, ich ertrage es nicht, ich sterbe vor Angst!“ schluchzte ich verzagt.

Aber seine Härte erfüllte mich bald mit Trotz und ich selbst fand harte Worte gegen ihn.

Nach einer kleinen Pause sagte er höhniisch:

„Er wird Sie nicht fortlaffen, darüber bin ich ganz ruhig, und das Leben nehmen? — Mein Fräulein, es ist

ja nicht bestimmt, ob gerade Szombath umkommt, es ist ja möglich, daßs — daßs ich dabei — verunglücke!“

Ich bebte.

„Ich weiß“, erwiderte er mit gezwungenem Lächeln, „warum Sie zittern! Es bangt Ihnen um jenes, jenes Wichtiges Leben!“ —

„Nein, nein, Herr Doctor“, fiel ich ein, „auch um das Ihrige zittere ich, so wahr ein Gott im Himmel ist. Auch um Sie ist mir bange. Wenn ein Unglück geschähe, ich ertrüge es nicht!“

Da, bei diesen Worten, gieng eine sonderbare Wandlung in dem Gesichte des „Doctors“ vor sich. Es war, als verschwände die Wolke auf seiner Stirne, und als huschte, plötzlich und ungeahnt, ein Sonnenstrahl darüber hin. Er sah mir ins Antlitz, blickte mir in die Augen, als wollte er ergründen, ob ich wahr gesprochen habe.

Ich nickte bestätigend mit dem Kopfe.

Dann blickte er vor sich hin und schwieg nachdenklich, als erwäge er etwas. Ich wartete und schwieg.

Plötzlich aber war das Eis geschmolzen!

„Ihrerthalben!“ sagte er freundlich. „Aber nur Ihnen zu Liebe, — den Wicht, den Schurken hasse ich wie vor und eh'! Ihnen zu Liebe sei es! Ich ziehe meine Forderung zurück!“ — — So sprach er, — mir fällt ein Stein vom Herzen!

*

Ich habe beschlossen, Szombath, dem Schönen, Lieben, aus dem Wege zu gehen. Jede Gelegenheit will ich vermeiden, die uns zusammenführen könnte. Der „Doctor“

predigte neulich wie ein Priester: „Wer die Gefahr sucht, kommt darin um!“

„Gott ist mein Zeuge“, sagte ich ihm, „ich habe nie gefehlt, auch nicht einmal mit einem Worte, wissentlich nicht einmal mit einem Blicke. Ich fliehe jeden bösen Gedanken, ich habe nur den einen Wunsch, nur das Bestreben, vor Gott und Menschen nicht erröthen zu müssen. Und, seien Sie versichert, was ich immer spreche und scherze, Alles entspringt dem reinsten Empfindungsquell!“

„Dem Reinen ist alles rein, Sie haben Recht, gnädiges Fräulein!“ antwortete er. „Bewahren Sie sich Ihre Harmlosigkeit, ich muß Ihnen gestehen, jetzt, nachdem ich öfters Gelegenheit hatte, zu entdecken, wie tief wissenschaftlich gebildet Sie sind, denke ich oft bei mir: Gäbe sich das Mädchen so geschickt, wie sie wirklich ist, sie wäre, verzeihen Sie, unausstehlich!“ Darüber lachte ich, auch darüber, daß der Griesgram heute, wie selten, einen scherzenden Ton anschlug. Es thut einem förmlich wol, so finstere Gesichter zuweilen lächeln zu sehen! — —

Ja, Szombath soll mich nicht treffen. Niemand soll böse über mich denken, auch — der Andere nicht! — —

*

Den Hofrath über acht Tage nicht gesehen und eigen-
thümlich, — auch nicht allzu sehr vermißt! Ich komme mir heldenhaft vor im — Entsagen, aber, wenn ich es recht erwäge, ich hätte erwartet, er wäre mir ganz — unentbehrlich!

Von Tag zu Tag finde ich mich besser in die Trennung. Ich bin ruhig und selbstzufrieden! Auch der „Doctor“

scheint die Trennung bemerkt zu haben. Er benimmt sich sagen wir — barmherziger — mir gegenüber!

*

Gestern Szombath unerwartet getroffen. Ich glaube, es ist nicht reine Liebe, nein, glühende Leidenschaft, was mich an diesen Mann fesselt. Ich hatte Einkäufe zu besorgen, da nahte Jemand hinter mir. Am Schritte konnte ich ihn nicht erkennen, der Boden war weich vom letzten Regen, — aber ich fühlte mit jedem Nerv, mit jeder Faser, daß Er es war, der mir folgte. Ich hätte Eide darauf schwören können, ohne mich umzusehen.

Nun räusperte er sich mit Absicht. Ich drehte mich um. Seiner ansichtig werdend, zitterte ich plötzlich am ganzen Leibe. Alle Vorsätze, aller Heldenmuth waren aus, — vorüber, — dahin! Zu seinen Füßen hätte ich sinken mögen und zu ihm flehen: „Dein möchte ich werden, Dein, Du Lieber, Lieber, Lieber!“ — Dazu kam es aber nicht (wäre auch nie geschehen!). Eben als er seinen Hut zum Gruße zog und sprechen wollte, trat der „Doctor“ aus einem Laden heraus, — und blickte mich ernst, finster an. Auch er grüßte. Mir war, als hätte er Grund, mir Vorwürfe zu machen. — Eine schlaflose Nacht gehabt.

*

Ich bin seit Kurzem Krankenwärterin. — Neulich kam, wie täglich, lustig die Post daher gefahren. Die Gäste schaarten sich, sie warteten auf Briefe. Auch ich hatte mir einen erobert von Lydia. (Sie geht wirklich in's Kloster!) Ich wanderte mit meinem Briefchen ein Stück bergauf-

wärts, dem „Honigbauer“ zu. Da plötzlich erschraf ich furchtbar. Am Wege hingestreckt, das Gesicht gegen den Boden gekehrt, lag — der „Doctor“. Das Blut rann ihm vom Kopfe herab, er mußte sich schwer verletzt haben. Ich trat näher, zitternd, bebend vor Schrecken. In den Händen hielt er krampfhaft eine Drahtnachricht mit dem Inhalte: „Ella irrsinnig, wird in eine Heilanstalt gebracht!“

Ich wußte genug. Ich legte mir das Uebrige zurecht: Eine liebe Bekannte, — furchtbare Gemütserschütterung, — Ohnmacht, Verletzung im Fallen! Mein Gott, wie ich zitterte, wie furchtbar erregt ich war. Ich rief nach Leuten, verband ihm die Wunden und blieb bei ihm, bis er endlich, endlich zu sich kam.

„Ein großes Unglück ist schuld daran“, murmelte er. Dann sah er befremdet auf mich. „Sie, meine Ketterin?“ stieß er erstaunt hervor. Und dann leiser, weicher: „Sie sind lieb, Fräulein Clara!“ — „Ich handelte ja nur, wie Jeder gehandelt hätte! Menschenliebe ist Christenpflicht!“ antwortete ich erröthend.

(Fortsetzung. — Acht Tage später.)

Nun gehe ich oft mit dem Dienstmädchen zu dem „Doctor“. Er und auch die Hausleute dort behaupten, ich sei geschickt, also gehe ich hin. Ich kann Niemanden leiden sehen. Ich möchte allen Unglücklichen helfen! Aber wer könnte das! Die Erde — ein Jammerthal! Er spricht kein Wort über jene Ella. Er liebte sie vielleicht! O, die Aermsten! — — Ich habe tiefes Mitleid mit dem „Doctor“.

Mutter zu sein, ist wol das höchste Glück auf Erden! Ich glaube, ein Weib, das nicht geheiratet wurde, das nicht geboren hat, hat das Ziel seiner eigentlichen Bestimmung verfehlt. „Weiber sind geboren zum Gebären“, läßt Halm seinen „Sohn der Wildnis“ sagen. Er hat Recht. Ich sah ein reizendes Kind. Das dicke, liebe, kleine Schelmchen! — Eine Frau trug es auf dem Arme. Sie kam auf mich zu, grüßte, sagte, sie sei eben mit dem Postwagen eingetroffen. Ob ich nicht wisse, wo Hofrath Szombath wohne? Ich gab ihr Auskunft! Wol eine Verwandte von ihm? — —

*

Ich begegnete der Frau mit dem kleinen Engel wieder. Wir sprachen zusammen. — Nun sehen wir uns öfters. Ihr Gesicht ist jung, aber durchfurcht, wie von Spuren des Kummers. Ihre Kleidung so einfach. Als ich das Kind liebte, seine Schönheit pries und der abscheulichste Neid in mir aufstieg, da sagte sie, seufzend, die schönen Dichterworte:

„Für einen Tropfen Seligkeit,
Ein Leben voller Thränen!“

Und weiterfahrend: „Hüten Sie sich, Fräulein, vor Männerliebe. Je glühender, je zärtlicher, desto gefahrdrohender! Besser nie geliebt, als — enttäuscht sein. Glauben Sie mir!“ — —

Was hat sie wol erlebt? Sie, die so glücklich ist — ein Kind, ihr Kind in die Arme schließen zu können! Wiegt das nicht alle Leiden auf? — —

*

Des Abends.

Lüfte schweigen,
Blüten neigen,
Stillverklärt ihr
Blumenhaupt.

Sirrend kosen,
Unter Rosen,
Vogelbräute
Mit dem Schatz.

Und in warmen
Mutterarmen
Ruht ein lachend,
Selig Kind. — — —

Herz erschauern
Musst' und trauern,
Du allein kommst
Nicht zur Ruh! —

*

Heute ist mein Geburtstag. Arm und verlassen gehe ich umher. Schweren Herzens gedente ich der Tage, wo mich noch meine geliebte Tante in die Arme schloß, und gehe im Geiste weiter und weiter zurück, bis zu meiner theueren Mutter, an die sich damals meine kindliche Seele anklammern konnte. Sie lächelten mir zu, sie flehten Glück und Segen auf mein Haupt herab, — nun haben sie mich Alle verlassen, nun sind sie Alle todt: Bruder, Schwestern, Eltern, Tante und auch das Glück ist dahin! Ja, ja, wieder ein Jahr hinabgerollt in das Meer der Ewigkeit. O, Jugendzeit! Andere kennen dich, schlürfen in großen Bügen deine Wonnen, ich aber weiß nicht, was es heißt,

zu leben. Mein Herz glüht, meine Seele dürstet nach Freude, nach Liebe und Liebesglück! Vergebens. Ich hatte Freier, aber stets solche, die ich nicht lieben konnte, und da empfand ich doppelt die Qualen eines unbefriedigten Daseins. Es kam mir wie Ironie vor, wenn Dieser oder Jener mir Liebe schwur, — und ich mußte kalt dastehen und ihn abweisen, weil er keine Saite meines, doch so sehnennden Herzens, zu berühren vermocht hatte. Mir bangt, das Leben wird verrinnen und ich werde Den nicht gefunden haben, für den ich in Nacht und Elend ginge. Ich betrachte Andere, wie sie küssen, kosen, leben, leben und lieben! O, Gott, warum ließeſt du gerade mich so elend werden?! Warum wohnt gerade in mir solche Daseinsfreude, dazu verdammt — einsam zu vergehen! Nein, nein und tausendmal nein! — Meine Jugend soll nicht dahin gehen ohne Küsse, ohne Liebe, ohne Glück! Ich will küssen, meine heißen, grenzenlosen Gefühle ausathmen in der süßen Wonne des Kusses! Und wäre es ein einzig, einzig Mal! Hingeben will ich mich diesem Glücke, wenn sonst ich es einmal begegne und — wäre es auch nur ein kleiner Augenblick, auch ich will sie kennen lernen, die herzbewegende, beseligende Männerliebe! — —

*

Ich fiebere vor Aufregung! Was sich heute zutrug!! Es ist Nacht, — eben schlägt es zwölf Uhr. Aber ich könnte nicht schlafen, fände keine Ruhe, bevor ich nicht hier niederschreibe, was ich erlebte: Wir hatten einen schwülen Nachmittag. Schwül und bleiern war die Luft. Die Grillen zirpten, die Schwalben flogen bange und

scheu hin und her, zuweilen kam ein Windstoß und trug schwarze Gewitterwolken zusammen. Ich mußte noch bei dem armen blinden Todtengräber nachsehen, der so schwer krank ist und Niemanden hat, der ihn pflegt. Wollte auch seinem kleinen Bübchen Spielzeug mitbringen. Die Füße waren mir schwer und müde. Es lag eine dumpfe Schwüle auf Welt und Menschen. „Es kommt ein Gewitter, aber bis dahin bin ich ja wieder daheim!“ dachte ich mir. Aber ich hatte mich getäuscht. Die Hitze wurde beinahe unerträglich, und als ich am Heimwege durch den Pechdorfer Forst zurückkam und nur mühsam mich weiter schleppte, — es war inzwischen Abend geworden, — krachte plötzlich ein furchtbarer Donnerschlag. Ich fuhr zusammen! Was thun? Zurück gehen? Ich war noch weit von daheim entfernt. Nun kam Donner auf Donner, im Walde brach eine förmliche Nacht herein, die nur ab und zu ein entsetzlich greller Blitzstrahl erhellte. Mir schlug das Herz vor Angst. „Wäre doch nur eine Seele da, um mich zu geleiten!“ dachte ich mir. Dabei fiel mir Szombath ein. „Wie würde ich mich freuen, käme er jetzt aus dem Dickicht hervor, böte er mir seinen Arm zum Schutze!“ Ich dachte und dachte, ein Gedanke rankte sich um den anderen, ich träumte wieder, ersahnte mir eine Zeit, wo ich, wie andere weibliche Geschöpfe, Jemanden haben werde, der mich nicht verläßt, der mir Schutz und Schirm und Zuflucht gewährt. Ein abermaliger Donnerschlag machte dem Traume ein Ende. Und jetzt, — jetzt kamen schwere Tropfen vom Himmel, — und noch einige Secunden — und es prasselte ein schwerer, dichter, wolkenbruchartiger Regen auf den dampfenden Wald und auf das arme, verlassene Menschen-

kind nieder. Ich betete vor Angst! Es war schrecklich. Wäre nur eine Zufluchtsstätte irgendwo in der Nähe! Ich lief, was ich konnte! Da, — mein Herz schlug freudig, — gewahrte ich, während es blitzte, eine kleine Hütte, nicht größer als ein winziges Gartenhäuschen, die Holzhauer mögen da ihre Geräte aufbewahren! „Wäre nur die Thüre nicht versperrt!“ dachte ich mir und flog wie ein verschreckter Vogel darauf zu! „Offen!“ schrie ich, laut aufjubelnd, und drängte mich durch die enge, niedere Thüre hinein. Aufathmend wollte ich mich eben niedersetzen, da, — da, o Himmel und alle Heiligen, da, — es war so dunkel, — erklang eine Stimme, — sei ne Stimme! „Ach, Fräulein Clara, Sie hier!“ rief Szombath aus der anderen Ecke, „es erging Ihnen wie mir“, fuhr er fort, „wir hatten gleiches Geschick, ach, kommen Sie, setzen Sie sich zu mir, hier ist ein Bänkchen, getheilter Schmerz ist halber Schmerz!“ —

Ich zitterte wie eine Eise!

„Um Gotteswillen, Szombath, Sie — Sie — wie ist es möglich? Wer sagte Ihnen — — O, nein, nein, ich weiß schon, es ist Zufall! Ich muß wieder fort und doch, mir ist so bange, so bange, — ich fürchte mich!“

Ich eilte zur Holzthüre, eine Macht in mir zog mich hinaus, die andere hieß mich bleiben. Ich fing zu weinen an wie ein Kind.

„Aber, Clara, mein Herz, seien Sie kein Kind!“ Mit diesen Worten sprang er her, faßte mich bei der Hand, schloß die Thüre, die ich schon halb offen hatte zur Flucht, und zog mich mit sanfter Gewalt auf den Holzsiß neben sich nieder. So saßen wir einige Zeit stumm bei einander.

Draußen wurde es immer dunkler. Ich sah auf. Nur in unklaren Umrissen sah ich seine Gestalt, sein schöngeformtes Gesicht vor mir. Die Augen allein funkelten wie Edelsteine! Er drückte meine Hände und sprach halblaut, beinahe flüsternd. Es waren anfangs bedeutungslose Worte, aber Ton und Betonung gaben Allem einen fremden Sinn.

„Clara, Sie zittern, habe ich denn wirklich einen tieferen Eindruck auf Sie gemacht? Ich schätze Sie so sehr, mein Kind, — Sie sind so lieb!“ — — So sprach er fort. Ich verspann mich in einen glücklichen Traum und doch hatte ich nur das Verlangen, fortzukommen! Ich wußte genau, was kommen werde, was kommen müsse und doch! — — Warum entzog ich ihm meine Hände nicht, warum ließ ich es geschehen, daß er meine Finger an die Lippen drückte und innig küßte? Warum fing ich nicht ein anderes Gespräch an? Ich fühlte es, ja, jedes süß gehauchte Worte aus seinem Munde verkündete es mir: ein glücklicher, ja vielleicht der einzige glückliche Augenblick meines Lebens nahe.

„Édes lelkem, süße Seele!“ Damit zog er mich an sich.

Mein Herz dehnte sich, ich empfand genau, wie ein göttliches Wohnegefühl darin seinen Einzug hielt. Ich sträubte mich nicht. Meine Lippen suchten die seinen, sie preßten sich in überwallender, unbeschreiblicher Lebenssehnsucht an die seinigen, — ich schloß die Augen und athmete tief auf vor Seligkeit. Leben durchströmte mich, in allen Adern pochte und tobte es wild und immer noch ruhten unsere Lippen aufeinander! Wäre ich in diesem Augenblicke doch gestorben! Wie schön müßte es sein, im Glück die Augen zu schließen für immer!

Er nahm mich fester in die Arme und küßte mich wieder und wieder. Und dann auf Augen und Stirne und Schultern und Brust und Arme. Es durchrieselte mich, aber ich war wie gelähmt vor seliger Trunkenheit. Eines wünschte ich mir nur: „Möchte dieser Augenblick währen eine Ewigkeit! Könnte ich ihn festhalten!“ — Dringender und drängender wurde Szombath, da fiel mir — meine Mutter ein und die arme Tante. Was würden sie sagen?! —

Fahre wol, Glück! Ich riß mich aus seiner Umarmung los. Und jetzt plötzlich fürchtete ich mich wie wahnsinnig vor ihm. Ich lauschte! „Der Regen ist vorüber!“ jagte er, Auskunft gebend. „Ich gehe dann mit Dir, mein süßes Kind, aber jetzt noch hier bleiben!“ flehte er. Und wieder sog ich Glückseligkeit von seinen Lippen. Schon stiegen Zweifel in mir auf. Was wäre es, wer wüßte es, wenn du hier dich ganz der seligen Stunde hingäbest? Sollte man es nicht ergreifen das Glück, wenn es sich so bietet? Sprach es in mir. Aber ich bebte, — schauderte! — Flehend faltete ich die Hände:

„Um Gotteswillen, Szombath,“ rief ich unter Thränen, „schützen Sie mich, ich stehe allein auf der Welt und es ist — so schwer — zu leben!“

(Gott selbst beschützte mich in diesem qualvollen Augenblicke, er sandte mir seinen Schutzengel.) Was ich aber litt, seelisch und körperlich! Den Hals schnürte es mir zusammen, daß ich nach Luft ringen mußte und zu Muthen war mir, als müßte ich mir klare Besinnung und Klugheit abringen, mit tausend Mühen!

Wir zitterten Beide heftig. Nochmals und nochmals küßten wir uns. — Plötzlich war mir, als erwachte ich. „Gehen wir!“ bat ich. — —

Draußen war es stille geworden, der Himmel, wol abendlich dunkel, aber klar, nur einzelne Wölkchen dort und da. Die Bäume triefen noch vom Regen, aber Alles duftete so erfrischt und stärkend. Harzgeruch und jener unbestimmbare Duft, wie er nach einem warmen Sommerregen Alles ringsumher erfüllt. Unwillkürlich schlürft man mit Wonne diese würzige Luft ein und athmet auf.

Der Mond stieg herauf und leuchtete so ruhig auf uns herab. Die Quellen gurgelten und rieselten im Walde. Bei einer blieb ich stehen. Meine Lippen glühten von den heißen, brennenden Küßen. Ich nahm mein Brunnengläschen und wollte es füllen, aber meine Hand zitterte so heftig. Das Glas entglitt mir und lag in hundert Scherben vor mir am Boden. Ich wandte mich nach Szombath, der hinter mir stehen geblieben war, um.

„Waldfee, Quellennymphe!“ sagte er lächelnd.

Mir kam das Sprüchwort in den Sinn: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“ Und über den herrlichen Abend zog für mich eine dunkle Wolke hin. Und doch wanderte ich wieder selig an seiner Seite, und blickte in den Mond und schaute in mein Herz und dann wieder in seine funkelnden Augen. — —

Nun ist Alles vorüber. Aber in meinem Herzen wogt und brandet es noch, wie in einem sturmgepeitschten Meere.

O, mein Gott, wie schwer ist es, jung zu sein! —

— — —

Ich kann ruhigen, reinen Herzens zurückdenken. Gott schützte mich. Ich habe nichts — zu bereuen. Von Tag zu Tag werde ich ruhiger. Es war wol keine Sünde, daß ich küßte!? Und wäre es eine, wäre es eine Tod-sünde, ich bereue es nicht. Ich danke dem Himmel, daß ich einmal im Leben glücklich sein durfte. Es war wol das erste- und letztemal. O, schönste Erinnerung, ich will dich hüten, will dich in meinem Buche aufbewahren, wie eine prangende Blume der Liebe, als das Liebste, was ich je erfahren! — —

*

— — Ich bleibe nicht mehr länger hier. Es treibt mich fort, als drohe mir Gefahr. Ich packe bereits meine Koffer. Gefahr! Ja, in der That, stand ich nicht am Rande eines Abgrundes? Hätte mich Gott noch weiter beschützt!?

Es hat sich etwas zugetragen, was mich nachträglich noch beängstigt, was mir zeigt, wie durch einen Spiegel gesehen, daß wirkliche, wahrhaftige Gefahr mir drohte. O, dies heiße Blut! Könnte ich machen, daß es träge und stille wird, könnte ich die namenlose, Lebenssehnsucht in mir tödten! Ein Geschöpf, wie ich, ist stets den Gefahren des Herzens ausgesetzt. Und es kann nichts dafür. „Niemand kann sich umprägen“, sagt Goethe, „und Niemand seinem Schicksale entgehen.“ O, wäre ich noch ein Kind! Ich würde mich in die Arme der Mutter flüchten, wie damals, da ich sie noch mein nannte; ich würde meinen Kopf an ihr warmes Herz lehnen, die Augen schließen und leise ihr sagen: „Mutter, mir ist bange, schütze mich!“

O, goldene Tage der Seligkeit! Das Kind wähnt, es könne keine Gewalt des Himmels und der Hölle ihm

Etwas anhaben, wenn es so an der Seite der Mutter lehnt! Dahin, dahin! Meine Seele muß ringen! Schwer ist es, jung zu sein! Ein beständiger Kampf! Und wehe dem, der unterliegt! Oft und oft flehe ich inbrünstig zu Gott, er möge seine Hand nicht von mir ziehen, er möge nicht so schwere Prüfungen über mich ergehen lassen! Ist sie nicht eine fortgesetzte Sünde, — jene Lebensstation, die man Jugend nennt? Wir wollen gottähnlich werden und dabei zieht uns unser innerstes, tief menschliches Wesen herab, herab in den Staub!

Wie ich zu diesen Betrachtungen gekommen? Warum ich so schnell zur Abreise rüste? Hier, was ich erfuhr: Jene Frau mit dem liebreizenden Kinde, die ich neulich kennen lernte, die ich so sehr beneidete, ist — ein unglückliches, armes, verlassenes Mädchen. Sie kam, um dem Vater ihres Söhnchens seine Pflichten in Erinnerung zu bringen. Und der Vater ist — Rath Szombath, — mein — gewesener — Abgott! Mit Schaudern denke ich nun an seine glühenden Küsse, damals in der schönen, einzig schönen Mondnacht, und bebe vor dem Gedanken, wie mich dieselben unsagbar beglückt hatten! Wie, wenn er sich auch vorgenommen hätte, mich mit der Zeit noch glühender, wärmer zu sehen und vielleicht, — o schrecklich, — daß ich schrankenlos sein werden müsse, wie Jene es gewesen! Er mußte merken, wie ich dürste nach Liebe, Liebe! — —

Ich traf die Frau nochmals. Sie erzählte mir Alles. Sie ist aus bester Familie. Er wußte sie dereinst zu gewinnen, sie entflohen zusammen. Sie war kurze Zeit glücklich; er war zärtlich und lieb mit ihr. Als sie sich Mutter fühlte,

verringerte sich seine Neigung von Tag zu Tag. Einmal that er folgenden Ausspruch: „Nicht die Mutterschaft ist es, die mich an das Weib fesselt, nein, die Jungfräulichkeit! Der Gedanke der Reinheit, so wie man die Blume bewundert ob ihres Blütenstaubes, die Früchte am meisten schätzt, wenn sie bereift, verlockend am Baume hängen, schwer zu erreichen für den, der unten sehnend, schmachtend steht!“ Wie herzlos, nachdem sie ihm Alles geopfert hatte! Mir wäre es unerträglich, János, wie sie ihn nennt, zu begegnen! Darum fliehe ich. Aber schreiben will ich ihm. Vorstellungen will ich ihm machen, ihn bitten, inständigst und oft und oft, daß er sich des lieben Kindes annehme! Uebrigens, der Anblick des Kleinen selbst wird gewiß Alles schlichten. O, kleiner, lieber Engel! Ich kann meine Thränen nicht hindern, daß sie sich mir wieder ins Auge drängen! Ich beneide diese Frau um ihren Herzensschatz! Und ich weiß doch, daß die Sünde ihn gezeugt, und ich zittere vor der Sünde! O, Zwiespalt einer Menschenbrust! O, Kämpfe einer tiefbewegten Mädchenseele! — —

✱

Clara an Lydia.

Denke Dir, liebste, herzlichste Lydia, ich wollte abreisen und nun stehe ich vor meinen Koffern und packe wieder aus, Stück für Stück. Ich schüttle selbst das Haupt über meinen Wankelmut, aber Jemand braucht mich hier, verlangt nach meinen Diensten, und das macht mich glücklich. Arbeit und Pflichterfüllung sind wol das sicherste Heilkraut für alles Leid. Also zur Sache: Ich wollte abreisen. Der

Wagen war bestellt. Mir war so schwer ums Herz, als ob ich doch nicht von der Stätte könnte, die mir so manches Liebe bereitet, an der ich still und friedlich geträumt und wieder heiß und schwer gerungen habe. Solch' ein Fleckchen Erde wird Einem theuer! Ich sandte noch einige Zeilen mit Abschiedsworten an den „Herrn Doctor“, der noch immer ziemlich krank ist. —

Eine halbe Stunde später stürzte sein Diener athemlos zu uns herein („er fürchtete, wir seien schon fort“, keuchte er!), und brachte einen Brief von dem „Doctor“. Lese ihn selbst. Ich lege ihn hier bei. Urtheile, ob ich recht gethan, wenn ich sofort mit mir einig war, meine Reise noch kurze Zeit zu verschieben, bis — es ihm — leichter fällt! Es bedarf Jemand meiner! Ich bin zu Etwas da, bin zu Etwas nütze! Wie glücklich bin ich!

Deine getreue

Clara.

✱

Dr. Wenger an Clara.

Gnädiges Fräulein!

Ich bin zu elend, um schön zu schreiben, auch zu sehr erschüttert durch Ihre Nachricht. Sie wollen fort? Wollen mich jetzt verlassen, wo ich so unmenſchlich leide? Die rauhen, rissigen Hände meiner Wohnungsgeberin sollen mich von nun an pflegen, meine Wunde brennt, wenn ich daran denke! Ihre milden Hände, die so zart zu pflegen, so gut zu verbinden verstehen, soll ich missen, jetzt, wo ich derselben so sehr bedarf, wo ich sie haben muß, um zu gefunden! Seien Sie barmherzig, um Gotteswillen! Ich kann

den Gedanken nicht ertragen, daß Sie mich allein lassen. Nur jetzt gehen Sie nicht! Ich beschwöre Sie, bleiben Sie noch einige Tage wenigstens da, bis ich — — bis meine schmerzenden Wunden besser sind. Sie sind Samaritanerin durch und durch. Man fühlt es Ihrer Pflege an, daß Sie in eine ernste, schwere Schule gegangen, man merkt, daß Sie Leid und Leiden voll und ganz mitfühlen. Und ich brauche Theilnahme, weil ich — unglücklich bin! Verlassen Sie nicht

Ihren schwer getroffenen

Dr. Fritz Wenger.

*

Lydia an Clara.

Dr. Fritz Wenger heißt also Dein Schützling! Schau, schau! Da muß ich Dir eine große Ueberraschung bereiten. Unser Gast, jener Schriftsteller, der Deine Verse etwas scharf, etwas — — mitleidlos kritisierte, hieß auch Dr. Fritz Wenger! Also unstreitig ein und derselbe! Was sagst Du dazu? Du schriebst mir öfters von ihm, aber nanntest ihn stets nur den „Herrn Doctor“, und nun eine solche Lösung des Räthfels. Ich merkte übrigens aus allen Deinen Mittheilungen über ihn, daß Du ihm nicht allzu hold bist, sonst müßte ich hier den Warnungsruf ertönen lassen: „Mädchen, sieh' Dich vor, verliebe Dich nicht, damit Du keine Kränkungen erlebst.“ Du bist vergrämt genug und fühlst Dich unglücklich. Lasse Dein Herz nicht noch wunder werden. Dr. Wenger ist eine schroffe, spöttische, ich möchte fast meinen, lieblose Natur, wehe, dreimal wehe über Jene, die für ihn eine tiefere Neigung fassen würde.

Zudem jagte er mir des Besteren, er hätte böse Erfahrungen in puncto Weiber gemacht, er werde nie mehr sich an Eine zu binden entschließen! Also Groll, Groll! Und Du, mein Herzlieb, solltest leiden!? Nein, das darf nicht sein! Darum, Clara, hüte Dich und — fliehe, wenn es noth thut, ohne Rücksichten auf Andere.

Es betet oft und oft für Dich

Deine besorgte

Lydia.

✽

Claras Tagebuch.

Lydia hat Recht: Auf der Hut sein! Wenn ich auch nicht annehmen kann, daß ich mich in ihn verliebe, Vorsicht thut doch immer noth, wenn man ein idealfühlendes, dabei so armes, dürftiges Herz hat, das so sehr glüht und sehnt und nicht weiß, wohin es soll mit all seiner grenzenlosen Liebe, — und das den tiefen Empfindungen nicht und nirgends Ausdruck geben darf, so ganz, so nach Seelenlust, weil es fürchten muß — mißverstanden zu werden! So viel Wärme in sich zu tragen und kühl erscheinen müssen, — der Menschen und ihres falschen Urtheiles wegen! O, Leben, o, Herz, ihr seid arm! Dieses Gefühl ist bedauernswert: es drängt sich vor mit Allgewalt und stößt an, oft und oft! Darum Vorsicht! Vorsicht!

*

Eben komme ich von Dr. Wenger. Ich war mit Liji dort. Als ich eintrat, richtete er sich mühsam im Bette auf und sah mir forschend, ängstlich ins Gesicht.

„Nun, gnädiges Fräulein, gehen Sie doch?“

„Nein, Doctor, ich bleibe noch, habe meine Reise
Ihrethalben verschoben — um einige Wochen!“

Da streckte er seine Hand, die bleiche, zitternde, nach
der meinigen aus und drückte einen Kuß der Dankbarkeit
darauf. Eine große Thräne erglänzte in seinen, von
Fieber leuchtenden Augen und mit Erregung sprach er ein
leises, aber inniges „Danke!“ —

„Dann aber, wenn es Ihnen halbwegs besser geht,
muß ich fort, aus bestimmten Gründen!“ sagte ich.

„Aus bestimmten Gründen?“ Um seine Mundwinkel
zuckte es, wie verhaltener Schmerz (wol die armen Wunden
am Kopfe, die sich geltend machten)!

„Ja, der Leute wegen!“

„Hat man Sie beleidigt, mein Fräulein, oder was
sonst? — Reden Sie, vertrauen Sie mir. Sie sind ohne
Schutz hier, bedürfen Sie des Schutzes. Sagen Sie mir,
warum müssen Sie fort? Ich dächte, Sie hätten keine
Heimat, gleich mir. Da ist es einerlei, wo man sein
armes Leben fristet!?“

Ich schwieg. Seltsam, Wenger ist nicht mehr schroff,
wie früher. Ich höre nur Töne weichster, mildester
Stimmung. Ist er anders geworden? Oder, mein Himmel,
fühle ich für ihn? Ist es nicht recht, daß ich ihn pflege
und warte? Ist es mehr als Menschenliebe? O, Clara, ich
muß selbst lachen über dich! Du bist ein wunderlicher
Philister!

*

O Freude! Ich sehe Hofrath Szombath öfters mit
der Mutter seines Kindes gehen. Ich hoffe, sie haben sich

endgiltig gefunden! Gott gäbe es! Des armen Würmchens wegen! Das Kind in seinem rosa Kleidchen und dem weißen Spitzenhütchen hat es ihm wol angethan! Vielleicht, vielleicht auch half mein Brief dazu, in dem ich ihn beschwor, seine Pflicht zu thun und ihn versicherte, er würde durch diesen Zug echter, edler Männlichkeit meiner höchsten Verehrung und Wertschätzung sicher sein. Ich gehe ihm aus dem Wege, wo ich nur kann.

*

Dr. Wenger erholt sich langsam, langsam. Es ist ein kleines Gärtchen vor seiner derzeitigen Wohnung, da wandelt er zuweilen hin und her. Oft auch freilich befällt ihn Schwäche und er wankt. Dann lege ich seinen Arm in den meinen und führe ihn, den Armen, Hilfslosen. Dann pflücke ich duftendes Kraut ab, so wie es dort in den Beeten wuchert, der Duft desselben stärkt ihn; oder lege ihm mein Tuch, daß ich am Brunnen eingetaucht, um seine heiße Stirne. Seine Schläfen pochen. „Das arme Hirn“, sagt er dann, und „das thut wol!“ Auch oft: „Sie sind lieb, Fräulein Clara, ich hätte es nie gedacht!“ —

„Was?“ frage ich. Dann schweigt er.

Neulich herzte ich das Kind seiner Wohnungsvermieterin, da rief er scherzend:

„Barmherzige Schwester, darf ich Ihr Bruder sein?“

„Ja, Bruder Fritz!“

„Wissen Sie, was mir eben in den Sinn kommt, Fräulein? Ich möchte wieder ein Kind sein, ganz, ganz klein, und im Arme der Mutter liegen und — gehätschelt werden und verwöhnt. O, wie süß wäre es! Wie süß!“

Er schloß die Augen und lehnte sich in der Bank, auf der wir saßen, zurück. Und so blieb er und schwieg, und als ich wieder zu ihm aufblickte, merkte ich, daß er eingeschlafen war. Er ist so matt! So hergenommen von den Leiden.

Ich war mäuschenstill, um ihn nicht zu wecken. Kaum wagte ich zu athmen. So saßen wir lange, — — ich träumte vom Frieden! — —

*

O, mein Gott, warum denke ich so oft an ihn? Hätte ich je gedacht, daß ich mich so gewöhnen werde an ihn? Wir verstehen uns jetzt so gut. Unsere Gedanken treffen sich. Wie werde ich seine Gesellschaft vermissen. Auch that es mir wol, für Jemanden sorgen zu können. Ich habe ein Gefühl der Befriedigung, daß ich mich bethätigen kann, daß ich arbeite, daß ich wolthue! Aber es ist höchste Zeit, daß ich fortkomme. Wie, wenn es hier geschähe, wie bei Szombath, wenn er mit seiner leidenden Stimme bäte: „Geben Sie mir einen Kuß, damit auch mein Herz Ihre Sorgfalt empfindet?“ Er ist jetzt zuweilen muthwillig und scherzt. Aber voll Anstand! O, ich würde ihn küssen, wie ich Jenen geküßt! Ich könnte nicht widerstehen! Darum fort! Ich will mich nicht selbst verachten müssen! Ja, ich müßte mich verachten. Treue Liebe schenkt man Einem, aber Küsse dort und da, das wäre Leidenschaft, — Sünde.

*

Gestern sagte ich ihm:

„Nun geht es Ihnen besser, Herr Doctor, nun mache ich mich bald auf den Weg.“ Er benahm sich eigenthümlich.

„So“, versetzte er, „ist es Ihnen wirklich so sehr darum zu thun, fortzukommen? Nun ja“, fügte er kühlen Tones hinzu, „ferne sei es von mir, Sie weiters zu behelligen. Ich war unbescheiden. Ich danke Ihnen!“

Als ich aufstand, um fortzugehen, trat er an's Fenster, geleitete mich nicht, wie sonst, bis zur Thüre, und — o, der Unartige, Böse, — ich war noch nicht über die Schwelle, da fing er an — Pfeifversuche zu machen. Es gelang ihm schlecht. Er schien die Melodie nicht recht zu finden, aber genug — er piff! — —

*

Nun nahm ich Abschied von ihm. Diesmal waren wir allein in der Stube, die Hausfrau wurde abberufen.

Was mir begegnete! O, wie ich mich bis in die Seele hinein schäme! Wie wird er mich verachten! Er, der Mann des Wohlstandes und der guten Sitte.

„Schwester!“ sagte er, als ich mich zum Gehen anschickte, „verzeihen Sie meine gestrige Aufregung — ich zürnte Ihnen, aber Sie haben Recht, daß Sie gehen. Ich achte jetzt Ihre Gründe. Leben Sie wol!“ Seine Stimme zitterte. Da fühlte ich unsagbares Trennungsleid und plötzlich, — plötzlich — ich wußte selber nicht, wie es kam, küßte ich ihn auf die Stirne. Dann floh ich aus dem Gemache! Und wie ich nun daheim nachdenke über diesen Abschluß unseres reinen Verkehrs, da muß ich beklagen, daß ich überhaupt jemals die Schwelle jenes Hauses betrat. Ja, ich schäme mich, ich verachte mich tief. O armes, haltloses Geschöpf! Du gleichst einer Ranke, die des festen Stammes bedürfte, und du, gerade du

hast keine Stütze, keine schützende, leitende Hand! Was wird er von mir denken. O Schmach!

*

„Fauchzen möcht' ich, möchte weinen,
Ist mir's doch, als könnt's nicht sein“ —

Ich lief in die Kirche, ich wollte beten, — aber ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, — ich wollte ein Lied hinausjubeln, aber es zog mir die Kehle enger und enger zusammen, ich wollte mich stille hinsetzen und denken und denken, aber es trieb mich fort, hinaus in den Wald, von dem ich eigentlich schon Abschied genommen hatte.

Noch einmal die Reise verschoben! Und welch' einglücklicher Anlaß! Hier sei mein Glück verzeichnet, Strich für Strich!

Ich hatte schon meinen Reisehut auf, Lisi trug die Reiseeffecten zusammen und summtte ein Abschiedslied, ich glaube jene Volksweise, die in allen Gesellschaftsclassen bekannt ist und oft sich auch, dem Inhalte nach, zuträgt: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus und Du mein Schatz bleibst hier.“ — Ich selbst war beklommen, ich seufzte, ich dachte an die schreckliche Leere, die sich wieder als Zukunftsbild vor mir aufthat. Ich hatte nun auch Niemanden, dessen Schritte ich behüten, für dessen Gesundheit ich Fürsorge haben konnte.

Es stiegen wieder alle Schrecken der Vereinsamung in mir auf. — —

Plötzlich klingelte es draußen.

„Wer mag es noch sein?“ rief ich und sandte Lisi, mein Stubenmädchen, hinaus, um zu öffnen. Es verstrich eine geraume Zeit, bis sie wiederkehrte.

Inzwischen hatte ich noch allerlei traurige Abschiedsgedanken: „Was wird Dr. Wenger wol weiter beginnen? Werden wir uns jemals noch begegnen im Leben?“ und Aehnliches. Mir ward so heiß, so schwül. Ich riß die Fenster auf! Luft, Luft, würzige, reine, mache mir die Brust wieder frei, den Athem wieder leicht!

Muß ich mich nicht darauf gefaßt machen, zu scheiden, immer wieder zu scheiden, da ich ja weder Heimat noch Häuslichkeit habe! Mein Leben wird einer ewigen Wanderung gleichen, — die guten Menschen, die ich ab und zu treffe, werden die freundlichen Sterne sein, die meinen einsamen Wegen einigen Glanz, meinem freudlosen Dasein einigen Schimmer verleihen!“ — —

So sprach ich zu mir. Da ging die Thüre auf!

„Dr. Wenger!“ schrie ich, „sehe ich Sie noch einmal, wie schön, daß Sie noch auf einen Augenblick kommen! Ich war gerne hier, darum ist das Fortgehen so eigentümlich! Es hängt mir“ — —

Rührung übermannte mich.

„Hören Sie, gnädiges Fräulein, warum ich noch kam, und verzeihen Sie meine Zudringlichkeit. Hier! Ich brachte eine Kleinigkeit. Nehmen Sie die Zeichnung zum freundlichen Andenken an mich mit und — und — bleiben Sie mir gewogen!“ Dabei entfaltete er einen Bogen Papier und entnahm demselben — o, meine Freude! — das Abbild jener schönen Muttergottesstatue von der „Walbandacht“. Er wußte, daß ich das Plätzchen lieb gewonnen und mehr noch, daß ich zuweilen zu der Himmelskönigin gefleht hatte!

„Für mich?“ stammelte ich. „Für mich? Und von

Ihnen selbst gezeichnet? — Sie nahmen sich die Mühe?
O Dank, tausendmal Dank!“

Ich schüttelte ihm die Hand.

„Dank bin ich Ihnen schuldig, mehr als ich je vergelten könnte“, versetzte Wenger weich. „Gott vergelte es Ihnen, was Sie für mich gethan, wie Sie menschenfreundlich und gut gewesen.“ Und weiter sprach er, aber rauher, beinahe heiser:

„Mögen Sie einen treuen Gatten finden, der Sie schützt und schirmt, so treu und edel, wie Sie ihn verdienen. Sie sind eine vornehme, reine, seltene Frauennatur, Clara!“

Zum erstenmale nannte er mich beim Taufnamen.

Wir ward so weh ums Herz. — Jetzt eben fuhr der Wagen vor.

„Ich danke Ihnen nochmals, werter, lieber Freund!“ sagte ich mit thränenumflortem Blicke. „Werden Sie bald gesund, schonen Sie sich, machen Sie meiner Pflege Ehre!“ Ich wollte scherzen, aber es ging schlecht.

„Der Wagen ist da!“ rief Lisi und verschwand wieder hinter der sich schließenden Thüre.

„Leben Sie wol!“ Wenger sprach tonlos.

Er schickte sich an, fortzugehen. Da wurde er plötzlich kreidebleich, wankte und griff schnell, wie Stütze suchend, nach der Sessellehne.

Wie ein Vorwurf kam es in meine Seele: „Kannst du denn schon fort? Solltest du nicht doch noch seiner warten, bis er ganz genesen?!“ — —

„Doctor, Sie sind noch angegriffen von den vielen Schmerzen, die Sie gelitten, von den schlaflosen Nächten,

schonen Sie sich recht, wenn ich fort bin, damit bald wieder Alles gut wird!“ Ich nahm ihn bei der Hand und drückte diese leise, vielleicht doch wärmer, als ich selbst wollte.

Da hob er den Kopf, schaute mich an, so tief, so beredt, so schmerzlich — und schnell, beinahe heftig, stieß er hervor :

„Weib, ahnst Du denn meine Kämpfe? Weißt Du, wie Einem ist, der sein Liebstes ziehen lassen soll, ohne mit einer Wimper zu zucken, weil es ihm ist, als könnte ihn Kei n e mehr lieben, als sei er zu abstoßend, zu unliebenswert. Ahnst Du es, — Weib, — Clara, Du Engel, Teufel, Weib, Kind!? daß ich wahnsinnig werde ohne Dich, daß Du mich in den Tod treibst? Ich kann nicht leben, ich will nicht leben, wenn Du gehst! Sei barmherzig, habe mich lieb!“

Ich schwieg betroffen. Sollte ich wieder bleiben? Mich vielleicht dem Gerede der Leute aussetzen, mich abermals in Gefahren begeben? O, nein, nein, nein!

„Fällt es Ihnen denn so leicht, von hier, — von mir zu gehen, Ihrem Pflegekinde? Bindet Sie nicht wenigstens die Macht der Gewohnheit und — das Mitleid? Fällt es Ihnen nicht schwer, zu scheiden?!“

Da fing ich bitterlich zu weinen an:

„O, schwer, schwer! beinahe unmöglich“, und Thräne stürzte über Thräne.

„Clara, lasse mich mit Dir fort, und wenn Du mich lieb hast, verstoße mich nicht, sei m e i n für alle Ewigkeit. Lohnen will ich Dir mit tausendfacher Liebe Deine Sorgfalt und Güte, und glücklich sollst Du werden, wie eine Göttin,

— und auf Händen will ich Dich tragen, als wärest Du meine Königin!“

Fester und fester und immer leidenschaftlicher umklammerte er meine Hand und ich weinte und weinte. — —

Dann war's mir, wie ein seliger Traum aus der Kinderzeit. Das Haupt an seine Brust gelehnt, wie einst bei der Mutter, geliebkost und gestreichelt und in treuen, zärtlichen Armen ruhend, bangte mir vor Nichts mehr. Die Zukunft lag sonnig vor meinem geistigen Auge und es wurde stille und stiller in mir! Unendliche Wonne der Liebe! Zum erstenmale fühlte ich, was es heißt, wahrhaft zu lieben! Ich wäre in die Hölle gegangen mit meinem Fritz! Ja, in den Tod! — Und wir, wir wollten ja leben und glücklich sein! Lange saßen wir; die Pferde draußen scharrten ungeduldig mit den Hufen, und Fritz küßte mich fort und fort und ich weinte Thränen der höchsten Seligkeit!

*

„Lasse mich ein Stückchen mit Dir reisen“, sagte Fritz, (wir hatten inzwischen den Wagen für morgen bestellt).

„O, so weit Du willst, mein Fritz“, jubelte ich, „wir haben ja Lisi, mein Mädchen, mit.“

„Lisi“, meinte er etwas gedehnt, „ach so, hm, hm, Lisi“ — —

„Ja, als unseren ange gardien“, neckte ich.

Er schlang mir seinen Arm um die Mitte:

„Aber gelt“, sagte er leise und warm, „es wird eine Zeit kommen, wo wir allein bleiben, ungestört, unbelauscht und“, — setzte er noch leiser hinzu, — „unbeschützt, wo

wir einander ganz gehören, Du mir, ich Dir, wo wir dem irdischen Schutzgeiste mit dem Stumpfnäschen enttrathen können. Wird sie bald kommen?"

„Sie wird kommen“, jauchzte ich, „sie kommt, so gewiß, wie wir uns lieb haben!“ Aber roth ward ich über und über, ich fühlte es.

„Du Reine, Herrliche!“ Damit trennten wir uns. Er sprach es, ich küßte ihn auf Augen und Mund.

„Auf Wiedersehen, morgen!“

*

Wir sind reisefertig. Lisi trägt alle Schachteln, Fritz kommt eben mit einem Riesenstrauß aus duftigen Rosen — und ich selbst bin zerstreut. Ich finde nicht Handschuhe, nicht Schleier. Nur das Muttergottesbild meines Fritz halte ich fest in den Händen. Sei bedankt, Du Göttliche! Du hast uns geholfen! Fahr' wol, liebliche Stätte, wo ich mein Glück und meinen Frieden gefunden! Alljährlich will ich wallfahren zu Dir, Du meine „Waldandacht“ und, inbrünstige Dankgebete emporsenden Dir, Maria, die Du mir halffst, daß ich mein Liebstes nun habe, — meinen Fritz! Ade, Ade!

*

Anzeige.

Clara Bollmann

Dr. Fritz Wenger

Verlobte.

*

Hofrath Szombath János

Emilie Wildau

Bermählte.

✱

Dr. Wenger an Wilhelm Volkert.

Lieber Freund!

Die diversen Correspondenzkarten aus „aller Herren Länder“, die wir an Dich während unserer unvergeßlich schönen Hochzeitsreise abfliegen ließen, sind Dir hoffentlich gekommen. Ich fürchte, sie haben Dich nicht befriedigt, es sind zum größten Theile — Wetterberichte! Aber verzeihe, „wo man am Meisten fühlt, kann man am Wenigsten sagen“, — wie unsere Dichterin Droste das Bekommensein der Glücklichen so schön bezeichnete. Ja, Theuerster, auch ich bin befangen, — um Worte verlegen, — Alles ist Gefühl in mir, jenes tiefe Empfinden, aus dem die unsagbarste Lebensfreude quillt! Glück, Glück, — Liebesglück! Nun sind wir schon heimisch in unserem Nestchen. Wir haben Alles einfach und schlicht, aber Purpur und Gold könnten nicht mehr beglücken, als der Anblick all' dieser Kleinigkeiten, dieser prunklosen Gegenstände unseres Daseins, die mit uns und unserem Glücke enge und innig verwachsen. Clara wird mit jedem Tage hübscher, frauenhafter. Ihre Formen sind runder, üppiger, ihre Augen, die mir früher grau erschienen, leuchten im hellen Blau, als läge ein ewiger Himmel darinnen. Nun trägt sie allerliebste Häubchen und ein graziöses Morgenkleid, in dem die Anmut ihrer Erscheinung so recht zutage kommt, sodass

sie es mir immer von Neuem anthut, wenn ich sie damit sehe! —

Seit fünf Monaten schaltet und waltet Clara als Hausfrau. Sie ist tüchtig in Allem. Und so fand ich in ihr Alles, was nur ein Mann, wie ich, sich wünschen konnte: eine emsige Hausfrau, theilnehmende Freundin, geistreiche Kameradin und das Schönste und Liebste: ein vertrautes Schätzchen, eine in maßloser Liebe mir ergebene, glückspendende, glückbegehrende Gattin! — Ob wir wol so allein bleiben werden? Ich hätte nichts dagegen! Ich glaube fast, ich wäre eifersüchtig, wenn sie auch nur ein Fünkchen ihrer Liebe einem anderen Geschöpfe zukommen ließe. Und Eines muß ich oft denken, Lenau's wahre Worte: „Der Mutter Schönheit ist der Kinder liebster Fraß.“ Nein, es bleibe, wie es ist! — —

Dein überglicklicher

Fritz.

✧

Claras Tagebuch.

„Glücklich, wer sich vor der Welt ohne Haß verchließt,
Einen Freund am Busen hält und mit dem genießt!“

*

Goethe.

Ich bin wunschlos — und wortlos vor Glück!

✧

Dr. Wenger an Volkert.

Der Winter ist da mit Frost und Schneesturm! Uns kann er nichts anhaben. Ich und mein Weibchen sitzen

beim Kaminfeuer und haben uns endlos viel zu sagen, immer dasselbe (ich fürchte sogar, es ist dummes Zeug!), aber wozu auch Geist, wenn man sich so lieb hat! Die Abende werden länger und länger. Clara ist zuweilen nachdenklicher als sonst, doch nicht für lange, dann schaut sie mich plötzlich groß an und öffnet die Lippen, als wollte sie mir noch Etwas sagen. Ich lausche, ich warte, — sie erröthet und — schweigt. Dann scherzen wir auf's Neue und sie ist munter wie vorher. — — Nun höre, ich trage mich mit einem großen Plane herum. Im Anmenthale, jenem reizenden, waldumrauschten Dertchen, eine halbe Stunde von hier, ist ein Landhaus zu verkaufen, klein, zierlich, mit Weinlaub umwachsen, im Sommer mit blühendem Clematis geziert und von Blumen umduftet — dies Häuschen will ich erwerben und damit Clara überraschen. Wie glücklich wird sie sein! Sie liebt die Natur und hier steckt sie zwischen hohen Mauern, und wandelt in engen Gassen. Meine Sommerrose muß Luft und Sonnenglanz, muß eine blühende Flur um sich haben! Ich hüte mein Geheimnis sorgfältig vor ihr und doch habe ich Mühe, es ihr zu verbergen, — ihr, die kein Geheimnis vor mir hat! Plaudere nichts aus, bester Freund!

In alter Burschentreue

Dein

Fritz.

Derjelbe an denjelben.

Mein Freund!

Als ich geftern heimkam, war meine Frau in emfige Arbeit vertieft. „Was treibft Du, süßes Clärchen?“ frug ich fcherzend. Sie fuhr zufammen (fie hatte mich nicht kommen gehört), ward über und über roth, raffte Tüll und Spitzen und Linnen zufammen und wollte fortheilen. Ich aber entwand ihren Händen Alles, — ihre Röthe mehrte fich, fie blickte verwirrt, ja grollend zu Boden, dann wieder auf mich, — und wollte fich von mir losmachen. „Sage mir, Schatz, was Du gearbeitet, jage mirs! — Was? Du haft Geheimniffe vor mir?“ Ich löfchte mutwillig die Lampe aus, zog Clara zu mir auf unfer Sopha nieder und drohte im Scherze mit allen irdifchen Strafen, wenn ich nicht erfahren follte, was fie mir verfhwieg. Endlich, endlich kam es hervor: „Was ich arbeite und für wen?“ nun jagte fie mirs ganz, ganz leife und mit zitternder Stimme ins Ohr, „für — für unfer Fritzchen!“ — —

Ich fchloß fie feft in die Arme, zu feft wol, denn fie fchrie leife auf. Was ich, mein Freund, bei diefer befelegenden Mittheilung empfunden, entzieht fich der Befchreibung. Ich fühle mich ftark, als könnte ich fortan die Welt aus den Angeln heben, ich fühle mich begeistert zu Streben und Schaffen und groß und gehoben, als wäre ich ein Gott!

Unfer Kind! Himmlifcher Vater, wie weißt Du zu beglücken! Doch bangt mir auch! Ich fange an die böfen, die furchtbaren Mächte zu fcheuen, die Einem zermalmen

könnten. „Der fürchte sie doppelt, den je sie erheben“,
sagt der Dichter.

Bete für uns, Freund!

Dein

Fritz.

✠

Lydia an Clara.

(Ein Jahr später.)

Kloster „Am Stein“.

Die ersten Grüße Dir von der Nonne „Angelika“,
Deiner ehemaligen Lydia! Ich habe endlich erreicht,
wonach ich mich so unendlich sehnte! Ich bin glücklich
an dieser Stätte des Friedens. Ich bin sogar eitel auch,
ich gefalle mir in der „Schwesternkleidung!“ Und Du
glaubst nicht, Beste, wie schön es hinter den Kloster-
mauern ist. Wenn ich in unserem Gärtchen stehe, das
wir uns selbst bearbeiten, und hinauf schaue an den
steinernen Wänden, die vom blauen Firmamente begrenzt
scheinen, da muß ich — still vergnügt lächeln. Ich denke
dann bei mir: „Ihr Mauern, von so Vielen gemieden,
ja gescheut, wie seid ihr ein Wall gegen alle Stürme der
Welt! Kampf und Not, Elend und Seelenqual, Alles,
was das Leben auspeitscht und in mächtige Wogen bringt,
hieber kann es nicht, es muß drüben bleiben, — und
hüben ist es still und klar und friedlich! So still, so
wonneseam still! Und so sein Glück finden, und sein Leben
in den ruhigen Hafen wahrer Gottesliebe einführen, dies
nennen die Leute entsagen!“

Ich habe eine Schaar herziger Kinder unter meiner
Obhut, denen ich Unterricht erteile, ich habe liebe

Schwestern, die fröhlich gleich mir ihres Amtes walten.
Gesäng und Scherz wollen nicht enden!

Beneide mich, Clara, mir ist als wäre ich auf die
lichten Höhen gestiegen und könnte geradeaus in den
Himmel hineinschauen! Mein Blick fühlt sich nicht beengt
durch die geschlossenen Pforten des Klosters, nein, die
Augen kehren sich nach innen und betrachten und finden
überall — den Göttlichen!

Mein Stübchen ist klein, aber Sonnenschein durchflutet
es. Die eisenvergitterten Fenster sind dicht mit Grün
umwachsen, das gibt bei aller Wärme und Helligkeit einen
wolkthuedenden, dämmerigen Schein. Die Lichtstrahlen selbst
sind vergnügt, als dächten sie: „Hier gefällt es uns, ist
es auch nur eine enge, kleine Zelle, hier finden wir, wie
selten anderswo, ein friedliches Dasein; wir sehen heitere
Gesichter und leuchten jener reinsten Empfindung, die man
— Gottesliebe nennt!“

Mach' es mir nach, Clara, willst Du nicht? Gelt, ich
bin großsprecherisch und necke Dich!? Du, von Deinem Glücke
fortziehen! Wie freue ich mich über uns Beide. Wir hatten
verschiedene Ziele, wir erreichten sie, dem Schicksale sei Dank,
Beide. Du sehntest Dich nach den Freuden eines harmonisch
gestimmten Ehelebens, ich nach dem Verkehre mit meinem
Schöpfer! Beides ist schön, möge es dauern, das walte Gott!
Die Klosterglocken erklingen. Wir wandeln zusammen in
die Kirche! Darum für heute genug des Schreibens. Die Düfte
unserer Lilien im Garten wallen über die Mauern hinaus,
sie wollen zu den Menschen! Sie mögen Dich grüßen!

Deine alte

Lydia.

Ellens Freundin an Clara.

(Eineinhalb Jahr später.)

Ich handle im Sinne und nach dem dringenden Wunsche einer Sterbenden, wenn ich, als eine, Ihnen allerdings Unbekannte, diese Zeilen an Sie richte. Ellen's Leben zählt nur mehr nach Stunden. Ihr Geist, der sich sonderbarerweise in den letzten Tagen etwas gelichtet hat, — so sehr er umschleiert war — wird ruhiger! Ihre Qualen der Seele erreichen ihr Ende. Sie spricht jetzt oft von Ihrem Gemahl und bat mich, ich möge Ihnen, werthe Frau, ihre Grüße übermitteln. Sie preist den Frieden, der über sie gekommen, sie liebt die Menschen wieder, sie liebt alle Welt, wo ihr ganzer Wahn nur Haß und Hader war!

Sie freut sich zu sterben. Mit verklärtem Lächeln spricht sie vom Jenseits und malt sich wie ein Kind die Freuden des Himmels aus. Zuweilen meint sie die Harfen der Engel zu vernehmen, da legt sie den Finger auf den Mund und sagt lauschend: „Hört Ihr, hört Ihr die Himmels-töne?“ „Nun schaute ich Maria, sie hatte das Kindlein im Schooß! Und mir, seht Ihr nicht, mir wachsen goldene Flügel!? O Freiheit! Ich werde mich hinauffschwingen, sachte, sachte und werde auf schimmernden Wolken droben einziehen. Es wird Posaunenschall geben, gelt? Ich habe mir ja den Himmel erkämpft! Die Heiligen träufeln mir Balsam des Friedens in das Herz, das ist lind!“ — So steht es mit der einst so lebenslustigen Ella. Wir Alle beten um Erlösung, und daß sie Ruhe finden möge. Das war das Ziel ihrer Sehnsucht. Bald wird sie Gott nehmen.

Ihre ergebene

Sofie Kreuzer.

Dr. Wenger an Volkert.

(Zwei Jahre später.)

Zürne mir nicht, bester Freund, daß ich so lange geschwiegen. Glückliche Ehemänner sind nachlässige Freunde, verliebte Menschen sind undankbare, selbstfüchtige Leute. Die Freude über die Nachricht, daß Du berufen wurdest, eine so verantwortliche Stelle einzunehmen, die zugleich Ehren und Würden im Gefolge hat, drängt mich, Dir zu schreiben. Glück auf!

Wir haben unser Sommerhäuschen schon bezogen. Meine Frau bepflanzte das Gärtchen und sorgte durch Blumen sowol als durch Kohl und Rüben für des Hauses Poesie und Prosa. Ich sitze eben in unserer niedlichen Laube, die schon einige Blütenverwandlungen durchgemacht, da wir im Juni stehen. Erst grüßte von ihrem Blätterdache der Flieder herab, dann berauschte uns die Blüte des „Geißblatt“ und nun gibt es Rosen, Rosen an allen Ecken und Enden. Sie nicken mir zu, sie grüßen mich. Zwischen den Blättern spielt sich auch Ehglück ab: ein Vöglein hat seine Jungen unter den Flügeln, das Männchen steht schnäbelnd daneben und bringt der Gattin zuweilen einen leckeren Bissen.

— Eben fand ich in der Mappe jenes Gedichtchen: „Nicht umsonst gelebt“, das dereinst Clara bei der „Waldandacht“ in S. verlor und das ich an mich nahm. Ich schrieb Dir damals darüber. Umsonst?! Was wird sie jetzt darüber denken? Ich will sie später fragen. Drüben zwischen den Beeten, auf den breiten Kieswegen wandelt sie, mit unserem Bübchen auf dem Arme. Ich blicke oft verstohlen nach ihr. Eben läßt sich ein bunter Falter auf

ihrer Schulter nieder, jetzt flattert er aufwärts, umspielt ihre Wangen. Hält er sie für eine dunkle Rose? Sie ist schöner als je. Die Mutterschaft hat ihre Seele ganz erschlossen, hat auch ihren Leib noch verklärt und verschönt. — Nun verlangt der Kleine herab. Sie stellt ihn sachte auf den Boden, nimmt die Zipfel seines Kleidchens und läßt ihm Gehversuche machen. Das zappelt und trippelt und stampft und müht sich! Plumps! nun liegt er da, der kleine Schelm! Die junge Mutter erst selig und verklärt, blickt jetzt, wie der Kleine erschreckt und geängstigt. Nun breitet unser „Fitz“, wie er sich nennt, seine Armechen aus und klammert sich, wie Hilfe suchend, an sein Mütterlein. Und sie lächelt! — Und jetzt! — — Warum wischt sie beständig an ihren Augen!? Thränen?! — Bonnetthränen!

Clara trägt wieder ihr zierliches Häubchen, ihr helles Kleid, sie thut es mir wieder an, — verzeihe, Freund, die Unterbrechung, — das Bild draußen ist zu verlockend, ich will, ich muß bei ihnen sein!

*

(Fortsetzung. — Abends.)

Liebster Freund! ich mache Dir einen Vorschlag. Komme für einige Wochen zu uns. Sonne Dich an unserer Liebe, wärme Dich an unserer Eintracht und schaue Dir den Buben an. Ich habe jetzt nun doch eine Sorge. Werde ich ihn nicht verziehen? Ich fürchte, ja! Doch Clara ist klug und tüchtig, sie wird Alles recht machen! — —

Soll ich Dir mittheilen, was sich heute noch zutrug? Wolan!

Ich rief Clara zu mir in die prangende, blühende Laube und sagte trunkenen Auges zu ihr, indem ich ihr das Blatt mit dem Gedichte hinhielt: „Nun, Schatz, nicht umsonst?“ Ueberrascht blickte sie zu mir auf. „Also Du, Du hast die Verse! Ich suchte sie damals überall, ich konnte mir nicht denken, wohin sie gekommen seien!“ — Sie durchflog den Inhalt des Gedichtes. Große Thränen perlten ihr über die Wangen. Ich blickte hinein, in ihre Himmelsaugen, ich wehrte den Thränen nicht. Ich schaute darin mein Bild, unser Kind, den Frühling rings umher und den Abglanz der strahlenden Junisonne. Nun breitete sie ihre Arme aus und schloß mich ein, fester und fester und jubelte unter Lachen und Weinen: „Nicht umsonst gelebt! Und Dir danke ich Alles, Dir allein, Du Einziger, Du Liebster! Nicht umsonst!“ —

So saßen wir lange in dem grünen Verstecke; die Sonne ließ ihre Strahlen auf unseren Häuptern nieder gleiten und zog dann tiefer und tiefer hinab. Wir preßten uns die Hände, — wir glühten, wie in der ersten Stunde unseres Glückes, — und schwiegen. Im Sande spielte „Fritzi“ und riß Blumenstöcke aus. Ja, der Bube wird verwöhnt! Er plapperte vor sich hin und spielte und spielte und die Eltern waren so toll glücklich, wie vor eh! —

Eben verließen wir den Garten, es ist spät geworden und kühl, der Himmel hat sich mit Sternen geschmückt, und wenn Liebchen auch gerne im Sternenlichte wandelt, dem Kinde wird diese Freude geopfert, unser Allerliebstes darf sich nicht erkälten. — Nun ruht es im Seidenbettchen und die Eltern wollen noch hinaustreten

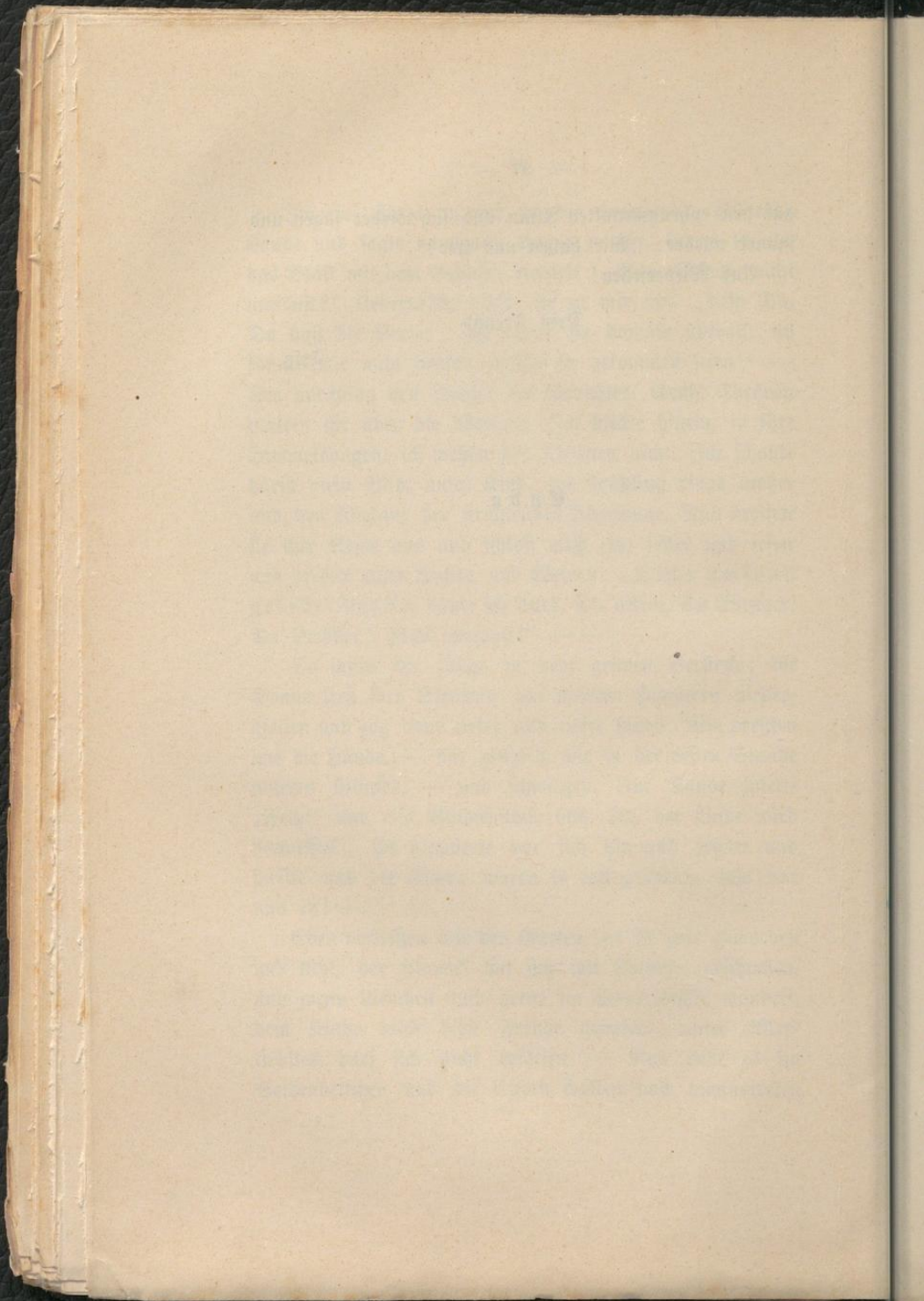
auf den ehewirrankten Altan und sich wieder sagen und
immer wieder: „Wir haben uns lieb!“

Auf Wiedersehen!

Dein Freund

Fritz.

E n d e.



Dämoner.

Aus längstvergangenen Tagen.

Simon

W. T. SIMONSON & CO.

„Entbehren sollst Du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der Jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiter jede Stunde singt!“
Goethe. (Faust.)

„Wer wäre ein Mensch und hätte nicht
gelenkt wie Du“. —
Fr. Hebbel.

In dem Refectorium des Klosters zu N. saßen eben die Mönche zu Tisch und plauderten und lachten und waren guter Dinge. Die reich besetzte Tafel und ein köstlicher Trunk hatten wol den Frohsinn bei ihnen hervorgerufen. Auch sah es in dem Speiseraume ganz behaglich aus. Durch die großen, hohen Fenster, mit gothischen Spitzbogen, leuchtete das freundliche Grün des Weinlaubes, dessen Ranken sich zärtlich an die Scheiben anschmiegten und im Lufthauche leise sächelten, so daß es drinnen im Gemache abwechselnd hell wurde und darauf gleich wieder eine grüne Dämmerung sich verbreitete. An der großen Mittelwand war, fast über die ganze Höhe des Saales, ein Kreuz aus Ebenholz angebracht, darauf ein Christus, kunstvoll aus Marmor gemeißelt. Dem gegenüber hing eine vortreffliche Copie von Holbein's „todtem Christus“, dessen Original noch heute sich in Basel befindet.

Derjelbe erschreckende Naturalismus, dieselbe anatomische Richtigkeit bis ins kleinste Detail, nicht Christus in seiner

Gottesnatur, sondern der starre Leichnam des — Menschgewordenen! In der Nähe des langen Tisches, an dem die Mönche saßen, befand sich eine stufenförmig sich aufbauende Brunnstätte für das Brunnengeschirr, ein mittelalterlicher „Tressur“. Darauf in strahlender Reinheit die „Bazengläser“, von schwerem, grünlich schimmerndem Glase, mit Buckeln versehen; der „grüne Römer“, große Glasstiefel, Fässer, allerhand Figuren mit gläsernem Mundstück, dann zierliche Kräuselbecher, „Kräusleins“ genannt, neben dem langhalsigen, flaschenartigen „Angster“. Das Kloster war alt und auch an der Einrichtung wollte man keine Neuerungen anbringen. Noch an den Wänden verstreut, sah man einen Cyclus uralter Gemälde, welche über die Art der Entstehung und Gründung des Klosters bildlich Zeugnis ablegten: „Die Legende vom blühenden Rosenbusch zur Winterszeit“. Unter jedem Bilde ein erklärender Text: Nr. 1. „Wie der kinderlose Ritter Hilmgart durch den Wald zyheth und nachsünnt, wiejo Er sich kunnt verewigen, auf dafs sein Namb nicht der Vergessenheyt anheimbsfallen thät.“ Nr. 2. „Wie dem Ritter Hilmgart im Traume ein Engelein erscheinet und ihm heißet: Zyheth fort, weit fort an die Gränzen des Landes und dorten, wo Ihr anjeht zur winterlychen Zeit ein blühent Rosenbuschen thät sinten, selbigen Ortes sollet Ihr ein Kloster bauen.“ Nr. 3. „Wie dem Ritter Hilmgart durch den Schnee herfür ein Rosenknösplein entgegenleucht.“ Nr. 4. „Wie Ritter Hilmgart zur Stund das Gebäut anfangen läßt.“ Und endlich Nr. 5. „Wie der hochhehrwürdig Byshoff Nikasius dem Kloster die Weyhe giebt und es zu Ehren der allerheyligsten Dreyfaltigkeit „Sancta Trinitas“ benamset.“ — — Der Staub

hatte schon an den Bildern genagt, so wie ja auch diejenigen, von denen die Malerei Kunde gab, längst in Staub und Moder zerfallen waren. Kollten doch Jahrhunderte seitdem hinab in das Meer der Ewigkeit. — —

Das Gespräch bei Tische war einfach und munter. Man plauderte von der glänzend erträglichen Heuernte, von dem reichen alten Bauer Hieronymus, der nun Buße that, für eine allzu froh verbrachte Jugend, und ein gemaltes Glasfenster dem Kloster gewidmet hatte. Von Petronella, die in der Küche waltete und eben den Braten versalzen hatte, da ihr Hanns ihr so viel Sorgen machte; von des Einen Gesundheit und von des Anderen Gebrechen, von Sonne und Regen, und dazwischen bekriftelte man gutmüthig und scherzend die Fehler der Einzelnen.

Ganz oben am Ende des Tisches, den Vorsitz führend, saß der alte Prior des Stiftes, Pater Hubertus, ein Mann mit silberweißem Haare und einem runden, rotwangigen Gesichte, aus dem zwei wolwollend dreinblickende graue Augen hervorlachten. Neben ihm zur Rechten der nächstälteste Pater des Klosters, Pater Romanus, ein langer, hagerer Mann, mit stechenden Augen und gelblicher Gesichtsfarbe. Dem Prior zur Linken das jüngste Mitglied des frommen Bundes, Pater Laurentius, ein Jüngling von beiläufig zwanzig Jahren, schön von Gestalt und edel in seiner Haltung; seine Augen waren blau und leuchtend, wie der Himmel draußen im Frühlingssonnenscheine, aber er schlug den Blick zur Erde nieder, still und bescheiden und fromm. Pater Cassian, ein kleines Männlein mit raschen Bewegungen und fröhlichem Humor; that er den Mund auf, so rüsteten sich die Lippen der

Uebrigen bereits zum Lachen. Pater Quirinus, das Urbild eines Klosterbruders: behäbig, mit einem ansehnlichen Bäuchlein, und Nase und Wangen fast metallisch schimmernd, grelle Töne von Beilchenblau und Kupferfarben. Wenn er ruhig saß, faltete er gewöhnlich die Hände über seinem Bäuchlein und spielte, indem er einen Daumen geschäftig um den anderen drehte. Die Stimme klang fett und zuweilen keuchte er bedenklich. Um der Befertigung zu steuern, befaßte er sich mit Gartenarbeit. Einer der besten von Allen war der gemüthvolle, stille Pater Octavian. Gab es irgendwo einen Streit zu schlichten, hatte man Wünsche und Anliegen, man ging gewiß zu ihm und er half ihnen Allen. — Gegen Ende der Mahlzeit wurde es stiller. Dann erhob sich der Prior und statt des Dankgebetes sprach er weisevoll und andächtig die alte, stets wiederholte Formel: „Gelobt sei Jesus Christus“. — „In Ewigkeit“, erwiderten die Mönche und standen von ihren Sitzen auf.

„Ich bitte Euch, Pater Romanus“, sagte der Prior zu diesem, „kommt nachher ein wenig in meine Zelle, ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen“. Romanus verbeugte sich und ging sogleich mit ihm. Die Uebrigen zerstreuten sich nach allen Richtungen. Pater Cassian ging hinab in die Klosterkirche, ein herrliches Baudenkmal der Frühgothik, mit geschnitzten und bemalten Altären und den Betstühlen aus Holzmosaik. Durch prächtige, glasgemalte Fenster, die schon aus dem 14. Jahrhunderte stammten, flutete das Licht herein und vom Chore her brausten bald darauf die vollen, mächtigen Accorde der Orgel droben durch den heiligen Raum, als wären die Engel

herniedergerauscht und fängen und posauten, — als ginge ein frommes Beten und Klagen durch die stille Kirche. Cassian war ein Künstler und die Musik gab seiner Andacht würdigen Ausdruck. — Pater Quirinus eilte hinaus in den Kirchhof, die Stätte, wo man bis jetzt die verstorbenen Priester zum ewigen Schläfe versenkte und wo auch früher einmal die Ortsgemeinde ihre Todten begraben hatte. „Herr, schenke ihnen die ewige Ruhe!“ sagte er halblaut. Hier, angelehnt an die Kirchenmauer, standen halb aus dem Steine herausgehauen, Grabdenkmäler, es waren Priester, die man so verewigte. Die Vögel zupften und pickten mutwillig an ihren steinernen Nasen und steifen Händen oder setzten sich auf ihre Häupter und sangen ganz munter ein Liedchen. Die kleinen Blechtäfelchen der Gräber, auf denen keine Inschrift mehr zu lesen war, schlugen zuweilen mit dumpfem, hohlem Klange gegen ihr Kreuz und ab und zu raschelte es in den dünnen, längst, längst verwelkten Kränzen, womit einzelne Kreuze einst geschmückt worden waren. Hier ist auch eine Ruhestätte, besonders reich mit hübschen Blumen und Palmen geziert; man sagte, hier läge der Erbauer des Klosters, jener fromme Ritter Hilmgart, und drüben in jener Ecke, der alte Bischof Nikasius. Beide Gräber waren dem Blumenfreunde und zugleich Gartenhüter Pater Quirinus besonders an's Herz gelegt und er wartete ihrer mit großer Sorgfalt, grub und pflanzte. An der Kirchhofsmauer, hinter Glas- und Blechthürchen, gab es gar viel gemaltes Zeug. Darunter auch, wol von demselben Mönche, der die vortreffliche Nachbildung von Holbein's „todtem Christus“ im Refectorium geliefert, eine Wiedergabe einiger der

Bilder aus Holbein's „Todtentanz“: das Gerippe, das tanzend und spielend die Welt betritt, Papst und Kaiser nicht schont, den dicken Mönch in der Rutte und den bestechlichen Richter mit sich führt, das kleine Kind vom Lager nimmt und die blühende junge Braut umschlingt und von der Seite des flehenden Geliebten reißt. — —

Es mag ein fleißiger Mönch gewesen sein, der sich in solches Studium vertiefte. — Ein anderer von der Tafelrunde, Pater Octavian, eilte hinab in den Kreuzgang, dessen Säulen kunstvoll, mit herrlichen Kapitälern, geschmückt waren; dann betrat er einen kleinen Raum, in dessen Mitte ein Altar mit einem Marienbilde stand, seitwärts davon einige Betstühle, mitten ein Katafalk. Hier wurde das Kapitel abgehalten, hier kam man zusammen, wenn Wichtiges zu berathen war, hier stand auch der Sarg, wenn Einer aus dem Verbande gestorben war und harrete auf den letzten priesterlichen Segen. Octavian betete inbrünstig; es war heute der Sterbetag eines Mönches, der ihm stets ein treuer Bruder gewesen und dessen Andenken er hoch hielt. So hatte Jeder ein Amt im Kloster, eine Pflicht; sie walteten stillvergnügt und zufrieden in den stillen Räumen, dem Leben fern und auch — dem Leid'! Der jüngste unter Allen, Pater Laurentius, war ein tüchtiger Maler. Nach der Mahlzeit ging er in seine Zelle, um einen Blumenstrauß zu vollenden, an dem er malte, bestimmt zum Geburtstagsgeschenke für den Prälaten des Ordens, dem machthabenden Pater Gervajius. An der Wand hingen, den Malersinn des jungen Priesters verrathend, Meisterwerke der Malerei, eine echte Madonna von Rafael, eines jener berühmten Staffagebilder von

Bouwerman, ein Bild des Holländers Ruysdael in jener, der holländischen Landschaft oft eigenen Art: die ärmlichsten Motive, belebt und beseelt, wie es sich durch Worte kaum schildern läßt. Auch ein wertvolles Blumenstück von dem Meister David de Heem schmückte die Zelle; diejes wurde von Laurentius nachgebildet.

Nun war er fertig. Er legte den Pinjel aus der Hand; die Leichtigkeit, mit der er denselben geführt, verrieth seine Meisterschaft. Jetzt nahm er ein Gebetbüchlein vom Tische, ein altes, mühsam, in den zierlichsten gothischen Buchstaben geschriebenes Werkchen, versehen mit zart ausgeführten Randleisten und den großen, farbigen Anfangsbuchstaben auf Goldgrund, wie man Aehnliches vor uralten Zeiten herzustellen pflegte. Damit ging er in den großen Klosterhof, in dessen Mitte eine alte Linde stand.

Die Vögel schrien und zwitscherten in ihrem mächtigen Laubdache und nicht weit davon plätscherte aus einem Brunnenrohre das Wasser in den steinernen Trog.

Hier im Schatten des Baumes wollte Laurentius beten. Er hatte sich noch nicht ganz in seine Andacht vertieft, als ein kleines Mädchen scheu und behutsam auf den Zehen sich ihm näherte, dann stehen blieb und unverwandt in sein Gesicht emporschaute. Sie trug nach Art der Landfinder ein kurzes, farbiges Röckchen, das Hemd ließ den Hals und die Armchen ganz bloß und hing zum Theile noch über die Schulter hinab. Das Haar in rebellischen Locken, ringelte sich über Stirne und Ohren, und an den Füßen trug die Kleine plumpe Holzschuhe, die ihr das Gehen erschwerten. Betrachtete man sie genauer, so mußte man wol gewahren, daß ihre Haut viel zu zart und ihre

Hände und Füße viel zu fein waren, als daß sie immer in solcher Kleidung gesteckt wäre; aber das konnte man bemerken, die Kleine gefiel sich ungemein in ihrer ländlichen Gewandung.

„Was starrst Du mich immer so an, Mädel?“ sagte endlich der junge Mönch, indem er belustigt auflacht.

„Ich kann mich nicht satt sehen an Eueren Augen“, sagte das Kind schüchtern, „sie sind so groß und so schön blau, just wie Tanten Hildegard ihre“. „Wie alt ist Deine Tante?“ scherzte Laurentius mutwillig. „Ach die ist ja gestorben, meine Mutter ist auch todt! Zuerst kam ich, — ich war erst ein halbes Jahr alt, — zu Tante Hildegard und jetzt, weil sie diese neulich begraben haben, nahm mich Frau Züll zu sich. Das war eine Freundin der Tante“.

„Frau Züll!“ rief der Pater aus, „da sind wir ja Nachbarn, mein Kind! Also beim Verwalter im Schlosse des Grafen Kaltenbach drüben bist Du zu Gast?“

„Ja, sie werden mich ganz hier behalten, weil ich sonst Niemanden hab’!“ Der Kindermund erzählte dies Alles sehr ruhig und ungerührt; von Sterben und Verlassenheit in dem Tone, mit welchem man sich zuruft: „Es gab jetzt beständig schlecht’ Wetter!“ oder „meine Mutter ist zu Besuch gegangen!“ — „Glücklichste Zeit der Kindheit, wo auch die erschütterndsten Dinge an unseren Augen vorüberziehen, als willkommen geheißene Abwechslung!“ Laurentius dachte sich dies und seufzte. Er war zufrieden mit seinem Los, aber manchmal fiel es ihm schwer, daß er nicht, wie andere Kinder, im Elternhause aufwachsen hatte dürfen, daß er Niemanden hatte,

den er als körperlich oder geistig verwandt hätte bezeichnen können. Der Prior war ihm wol ein väterlicher Freund gewesen, alle Zeit, — aber ihre Geistesrichtung war eine ungleiche. —

„Seht nur einmal meine Kleider an!“ Die Kleine drehte sich kokett und grazios um sich selbst und besah sich wolgefällig von allen Seiten. „Ich bin erst einige Tage hier, und die Kinder haben alle so kurze Röckchen, wie dies. Ich hat die neue ‚Tante‘, auch so gehen zu dürfen, es ist so leicht und angenehm!“ sie warf die schweren Schuhe mutwillig von sich und machte einige Sprünge nach links und rechts, dann stand sie wieder vor dem Vater.

„Wie alt bist Du, mein liebes Kind, und wie ist Dein Name?“ frug der Mönch jetzt im väterlichen Tone.

„Fünf Jahre, und mein Name ist Gertrude. Was habt Ihr da für ein Buch mit Bildern? Ich kann auch zeichnen! — — Warum lacht Ihr, glaubt Ihr's nicht?“

„Sieh' einmal, Gertrude, so schön kannst Du es wol nicht?“ Er blätterte in dem Buche und zeigte ihr die Kleinmalereien.

„Wie schön! Ach, wie herrlich schön!“ rief Gertrude dabei aus und wurde nicht müde, zu bewundern. — —

Inzwischen saßen der Prior und Vater Romanus allein beisammen in des Ersteren Zelle, und der Prior sagte eben mit halbblauter Stimme: „Ihr wißt, daß sein Vater mein bester Freund gewesen. Als der Knabe neun Jahre alt wurde, kam er mit ihm zu mir und bat mich unter vier Augen, den kleinen Gregor aufnehmen zu wollen in unser Stift. Er wünschte ausdrücklich, daß er einen

anderen Namen bekäme, und daß zu ihm auch von dem Elternhause so wenig wie möglich gesprochen werde. Er sollte ganz dem Himmel angehören und sein Vater hoffte, in unserer schönen Weltabgeschiedenheit könnte Gregor erstarken und gedeihen und — leben, ohne die Stürme des Daseins kennen zu lernen. Ich nahm ihn auf und wir nannten ihn seither bekanntlich Laurentius. Bald, nachdem er damals von mir geschieden war, schrieb mir mein Freund noch einen Brief, der über Freud' und Leid' berichtete, — dann herrschte ein langes, unheimlich langes Schweigen. Nun denkt Euch, Romanus, heute bekam ich Nachricht von dem Burgwart des Schlosses 'Drachenstein'. Dies gehörte meinem Freunde. Hört zu, was Jener mir unter Anderem schreibt: „Hochwürdigster Herr! Ich habe nun durch eils Jahre getreulich mein Amt erfüllt — und gehütet, was man mir anvertraut. Ritter von Byrk, Euer alter Freund, kam nicht mehr zurück aus der Schlacht. Er hat wol im Kampfe für Kaiser und Vaterland sein Leben ausgehaucht. Bevor er damals, vor so langer Zeit, Abschied genommen, sagte er zu mir: In eils Jahren wird mein Sohn zwanzigjährig. Sollte ich nicht mehr heimkehren, so theilt dann mein Vermögen und laßt dem Sohne die eine Hälfte zukommen. Die andere wird für meine Tochter noch in Verwahrung behalten u. s. w.“ — Was meint Ihr nun, Vater Romanus? Was soll geschehen?“

„Jedenfalls, Hochwürden, unseren jungen Genossen in Kenntniß setzen von dem eben hier in dem Briefe Klargelegten; er möge selbst entscheiden, was mit dem Vermögen zu geschehen habe.“

„Möchtet Ihr ihn wol zu mir bescheiden, lieber Romanus?“ sagte der Prior.

„Gewiß, ich will ihn sofort rufen!“

Er ging und traf den Pater Laurentius noch unter der alten Linde, vor ihm das muntere Mägdlein.

„Die Kleine sieht Euch ähnlich, Laurentius“, sagte Romanus leichtthin. „Zieht Ihr eine Kutte an, sie wird doch kein Mönch“, lachte dieser. „Habt die Güte und begehbt Euch nun zu dem Prior, er hat mit Euch zu reden!“ Laurentius erhob sich und ging, indem er Gertrude freundlich zunickte. — —

Am nächsten Tage saß Laurentius wieder unter der Linde. Auch die Kleine kam von rückwärts und als er erschreckt auffuhr, weil es ihn so gewaltig am Ohre kitzelte, gewahrte er Gertruden, mit einem langen Grasshalme bewaffnet. „Nur den Scherz nicht zu weit getrieben, kleine Heze!“ sagte der Mönch, halb strenge, halb gutmütig. „Was habt Ihr nur gerade gelesen, da Ihr Euch so fromm bekreuztet und auf die Brust schlugt?“ frug Gertrude naiv. „Bitte, leset mir doch die Stelle!“

„Herr, bewahre mich vor bösen Gewalten, schütze mich vor den Dämonen des Leibes und der Seele!“

„Was ist das, Dämonen?“

„Die Sünde! — — Wenn Menschen Uebles thun, nicht so ihr Leben einrichten, wie es Gott ihnen vorgeschrieben; wenn sich Böses einmischet in ihr Thun und Handeln, dann sagt man wol, ein Dämon ist in sie gefahren, ein böser Geist! Und solch' schwarzer Geister gibt es gar viele! Doch nicht Alles, Kind, verstehst Du

schon. Hüte Dich vor den Dämonen in alle Zukunft und bete, so wie ich, zu Gott: „Himmliſcher Vater, bewahre mich!“ — — Gertrude ſah ihn an, dann kam ſeine feierliche Stimmung auch über ſie, ſie bekreuzte ſich und faltete die kleinen, runden Händchen.

Faſt täglich kam nun Laurentius zur Linde und immer fand ſich auch die kleine Gertrude ein, und plauderte und erzählte ihm und war voller Poſſen und Mutwillen. Der Frohſinn des Mädchens gefiel dem jungen Prieſter; er ergözte und ſonnte ſich daran. Eines Tages kam ſie keuchend dahergelaufen.

„Nun habe ich ſo ſehr gefürchtet, Ihr werdet nicht mehr da ſein, darum lief ich ſo raſch, doch da ſeid Ihr ja, guten Tag und — hier!“ Sie hielt ihm freudig einen ungefügen Strauß von Löwenzahnb Blüten entgegen.

„Selbſt gemacht und für Euch! Und hier noch Etwas!“ mit triumphierender Miene zeigte ſie ihm ein Blatt Papier.

„Ei, was tauſend! Eine Zeichnung!“

„Ja, und noch dazu aus Euerem Buche hier!“

Es waren unbeholfene Striche und Linien, aber ſie verriethen dennoch Nachbildungstalent und Geſchicklichkeit, und man konnte deutlich die Blüten und Schmetterlinge und Blumengewinde erkennen, wie ſie das Buch enthielt.

„Brav, mein Kind, gut gemacht! Nun fällt mir aber Etwas ein: Wöchteſt Du wol, daß ich Dich unterweiſe, und daß Du etwas Lüchtiges lernſt und einmal wirklich Schönes zeichnen könnteſt?“

„O, das wäre schön!“ Die Kleine machte einen Rundſprung. „Sage einmal Deiner Pſlegemutter, wenn ſie nichts dagegen hat, will ich zu Euch kommen, in's Haus, und

Dir Anleitung geben. Laufe hin und frage sie doch gleich!“ Jubelnd sprang Gertrude fort, aber schüchtern und voll Ehrfurcht, gar nicht die alte, mutwillige Maid, kehrte sie zurück. Sie ging mit gesenkten Augen auf den Priester zu und küßte ihm die Hand.

„Was hast Du plötzlich für neue Bissen, einfältiges Ding?“

„Meine Pflegemutter sagte mir, Ihr seiet ein hoch-ehrwürdiger Mann, ich sollte artig sein und bescheiden, nicht so toll, wie meist, und vor Allen sollte ich Euch“ — sie stockte erröthend — „demüthig die Hände küssen.“

„Und das Zeichnen und Malen?“

„O, sie ließe Euch vielmals bitten, wenn es dem hochwürdigen Herrn Pater nicht allzu viele Mühe macht, zu kommen, sie wäre sehr froh und dankbar!“

„Gut, Kleine, ich werde kommen und wir wollen zusammen fleißig sein. Auf Wiedersehen, ntorgen bei Euch!“ — —

* * *

Die alte Burg des Grafen Kaltenbach lag auf einer kleinen Anhöhe, unweit von dem Kloster. Die Mauern hatten schon manchem Sturme getrozt und manchen Raubritter des Mittelalters beherbergt; nun wohnte der einzige Sproß eines alten Geschlechtes, vom Stamme derer von Kaltenbach, darin. Ein rauher Geselle, der Spiel und Jagd liebte und den Mädchen nachstellte. Von seinen Untergebenen ward er gefürchtet und, — so viel wie thunlich, — gemieden. So ging es auch dem Verwalter Jüll und seiner Ehehälfte, die es wieder auf ihre Pflgetochter

übertragen. Man war voll Angst, ihn zu erzürnen, und ritt er durch den Hof, so dröhnte der Boden unter der eingebildeten Hoheit seines Wesens. Die Familie Züll wohnte in einem der vielen Nebenhäuser des Schlosses.

Heute, vier Jahre nachdem Gertrude den Unterricht bei dem Pater Laurentius begonnen, finden wir sie eben wieder eifrig mit ihrem Pinsel beschäftigt. Aus dem munteren Kinde war ein anmutiges, lieblich naives Mädchen geworden, das ihrer jungfräulichen Reife entgegenblühte. Sie gefiel sich nicht mehr in kurzen Röckchen und hölzernen Schuhen. Ein einfaches Hauskleidchen nach damaliger Mode schmiegte sich enge an ihren Körper und brachte die schlanken, werden den Formen zu schöner Geltung. Zwei blonde, dicke Haarflechten waren schlicht um den Kopf geschlungen und die blauen, großen, leuchtenden Augen verriethen deutlicher noch als die hochgewachsene Gestalt, daß die Kinderschuhe wol ausgetreten waren. Es lag Seele in ihnen. Eben malte sie an einem Porträt, als ihr Lehrer ins Zimmer trat. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihre Arbeit zu verstecken, aber sie hätte es gerne gethan, er war unerwartet gekommen. Ueberrascht und betroffen fuhr sie zusammen.

„Was malt Ihr, Jungfer Gertrude?“

„Ein Bild!“ Sie erröthete.

„Laßt sehen, — was für ein Bild?“

„Ich habe versucht, Pater Laurentius, Euch zu porträtiren, aber nehmt mir's nicht übel. Das Bild lag mir immer im Kopfe. Ich wollte es los werden und malte es so hin. Und ich habe so große Freude damit. Könnte ich es nur so schön machen, wie mein Vorbild ist!“ Ihre

Stimme klang so einschmeichelnd und über die blaffen Wangen des jungen Mönches glitt eine dunkle Röthe.

„Habe ich es gut gemacht?“ fragte sie schüchtern, da Laurentius sich fast in den Anblick ihrer Arbeit vergaß.

„O, ganz vortrefflich! Ihr habt also öfters an mich gedacht?“

„Fast immer denke ich an Euch und an die schöne Zeit Eures Hierseins“. Er erröthete wieder. Sie sagte Alles so einfach und kindlich. Sie war noch nicht Weib genug, um zu wissen, daß sie dem jungen Manne, mit dem zartfühlenden Herzen ihr gegenüber, nicht hätte so viel sagen sollen. Doch war sie so sehr an ihn gewöhnt, hatte so Vieles von ihm gelernt und sich an seiner milden Art, zu belehren, ergötzt, und freute sich so innig an sein Kommen, daß sie es für natürlich hielt, dies auch ganz offen zu bekennen.

„Das erste Beilchen, Gertrude, ich habe es für Euch gepflückt, es ist Euer Ebenbild, so bescheiden wie Ihr und doch dabei so wert, gesucht zu werden!“

Sie nahm seine Hand und drückte sie dankbar.

„Also, auch Ihr habt an mich gedacht?“ Er schwieg und setzte sich endlich, der langen Pause ein Ende machend, an den Zeichentisch. — —

Wieder war in dieser Weise ein Jahr herumgegangen. Gertrude, die schön und üppig erblühte Mädchenknospe, war wie vor und eh' des Vaters Laurentius eifrige Schülerin. Er war ihr Vertrauter, ihr Freund, ihr Bruder, ihr Rathgeber und hatte sie irgend welche Zweifel, er half sie ihr lösen. Sie saßen wieder zusammen am Arbeitstische und plauderten. Senkte sich Gertrude über ihre

Arbeit, so ruhten seine Augen bewundernd auf ihr, hob sie aber ihr Köpfchen, um ihm wieder treuherzig irgend Etwas mitzuthellen, so schweifte sein Blick über sie hinweg und durch die farbigen Bügenscheiben hinaus ins Blaue. Nun hielt das junge Mädchen plötzlich inne und sagte stockend: „Ich muß Euch heute etwas Schreckliches berichten!“ — — Eben als sie diese Worte gesprochen, ritt Graf Kaltenbach majestätisch durch den Hof und da ein Fenster offen stand, beugte er sich nieder und warf eine Rose ins Zimmer. „Für die Schönste der Schönen, für meinen Schatz, für Gertrude!“ rief er hinein.

„Seht nur“, sprach Gertrude verlegen, „von ihm wollte ich gerade erzählen. Denkt Euch, schon mehrmals, wenn ich zur Kirche gehe, kommt er mir nachgeritten und gibt mir schöne Worte und noch schönere Blumen. Gestern nun, als ich drüben im Walde malen wollte an Euerem Bilde, tauchte er plötzlich vor mir auf und sagte ganz kühn: ‚Gertrude, einen Kuß!‘ ‚Nein‘, sagte ich bestimmt und wollte gehen. ‚Was macht Ihr da? Ei, ei, schöne Männerköpfe, Du liebst wol, Kind?‘ ‚Nein!‘ sagte ich wieder. ‚Möchtest Du mein Weib werden?‘ Ich werde ihn wol sehr betroffen angeschaut haben, denn er lachte laut auf. Besonders, da ich noch einmal ‚nein!‘ sagte. Mir ward bange, als ich ihn ansah, daß es mir die Kehle zuschnürte und ich floh aus seiner Nähe. ‚Ei, seht mir das dicke Köpfchen an!‘ rief er mir nach. Ich kann diesen Grafen wirklich nicht leiden, Pater Laurentius!“

Dieser, der bis jetzt voll banger Erwartung mit seinem Blicke an Gertrudens Lippen hing, lachte plötzlich hell und munter auf, wie Einer, der von einer großen Be-

klemmung sich befreit fühlt. „Das habt Ihr gut gemacht, sehr gut!“

„Es kommt noch mehr, Vater. Heute früh tritt mein Pflegevater zu mir in's Gemach und sagt mir ernst und feierlich: ‚Gertrude, in Deiner Hand liegt es nun, Dir ein beneidenswertes Los zu schaffen. Graf von Kaltenbach war bei mir und hielt um Deine Hand an. Er liebt Dich, sagt er, und will Dich glücklich machen. Ich hoffe, Du sagst mit Freuden ja und findest so wieder, was Dir eigentlich gebührt; Deine Wiege stand in vornehmen Schloßräumen, nun könntest Du Herrin werden über die ganze Gegend, in Seide und Sammt Dich kleiden, Deine hübsche Erscheinung durch kostbare Geschmeide veredeln und verschönern; und Deine Kinder einst werden Grafenkinder sein. Ich weiß es, Deine Freundinnen werden Dich Alle beneiden um so viel Glück! Der stolze, hohe Graf von Kaltenbach wirbt um unsere einfache Gertrude. Weißt Du, was dies heißt!?“

„Gertrude, was sagtet Ihr dazu?“ forschte Laurentius.

„Was ich sagte? Ich mag ihn nicht, Vater, und ich sage nein! Ich brauche keine Geschmeide! Ich hasse den Grafen!“

„Ihr habt Recht“, erwiderte der Geistliche und erhob sich, um zu gehen. — —

Diese Nacht träumte Gertrude gar buntes Zeug. Von dem Grafen, der ihr freundlich zulächelte und immer wieder frug: „Willst Du mein Weib werden? Ich werde Dich glücklich machen!“ Dabei warf er eine Rose um die andere aus dem Fenster zu ihr nieder. Sie hatte schon

einen Korb voll davon gesammelt und freute sich, doch jetzt gewahrte sie erst, daß sie sich an einem Dorne verwundet hatte; ihr Finger blutete. Sie sah sich nach Jemanden um, dem sie ihre Verwundung hätte zeigen können. Der Graf lächelte fort und fort und schien nicht darauf zu achten. Aber Pater Laurentius, der herzugelommen war, küßte ihr das Blut von den Händen und legte dann ein einziges Veilchen in dieselben, indem er ihr sagte: „Dies Veilchen hat keinen Dorn, laßt es für Euer Herz; die Rosen aber nehmt, um Euch zu schmücken.“ Dann sprang eine Schar lieber Kinder zu ihr herbei, mit Krönlein auf den Köpfen und Schmuckkästchen in den Händen. Sie spielten mit Perlensträngen, und da diese auseinanderrissen, fielen die einzelnen Perlen verstreut auf die Erde. Gertrude sammelte sie alle und sagte bei jeder, die sie wieder an die Schürz reichte: „Nur Thränen, immer Thränen!“ — — Der Traum war sonderbar, aber er ließ in des Mädchens Gemüt keinen unangenehmen Eindruck zurück. Am nächsten Morgen war ihr erster Gedanke — der Graf.

„Ich werde doch ja sagen“, sprach sie nach einiger Zeit halbblaut vor sich hin. „Herrin und Gebieterin über Alles! Und Laurentius? Warum soll der nicht weiter kommen und mit mir malen und arbeiten? O, der Graf wird es gewiß zugeben! — — Und dann — — meine Kinder — Grafenkinder!“

In den ersten jungfräulichen Träumen spielt stets das Mutterglück eine große Rolle; so war es auch bei Gertrude. Ein Kind im Arme halten, das seine Nermchen nach ihr ausstreckt, das nach ihr verlangt und sie lieb-

kost! — — Gertrude kannte plötzlich kein heftigeres Verlangen, als Frau zu werden und — Mutter.

„Ich will ja sagen! Er wird mich glücklich machen!“

„Pater Laurentius“, sagte sie, als dieser zwei Tage später wiederkam, „wißt Ihr etwas Neues? Ich werde nun doch die Schloßherrin von Kaltenbach. Gestern habe ich dem Grafen zugejagt.“

Laurentius fuhr zusammen, wie vom Schlage gerührt.

„Um Gotteswillen!“ sagte er dumpf und so, daß das Mädchen ihn nicht hören konnte.

„Aber, nicht wahr, lieber, guter Pater Laurentius, Ihr werdet auch dann zu mir kommen und mit mir arbeiten, so wie jetzt? Versprecht es mir, ich bitte Euch inständigst.“ Sie hatte wie ein Kind die Hände gefaltet.

„Wenn es mir möglich ist — ja!“ erwiderte er zögernd. „Und liebt Ihr den Grafen?“ Er sah ihr lange fragend in's Antlitz und dabei ging ein Zittern durch seine Glieder.

„Ob ich ihn liebe?“ — — Gertrude dachte nach, sah zu Boden und schwieg. Jedes von den Beiden hing seinen eigenen Gedanken nach; sie wußten nicht, daß sie schwiegen, sie wußten auch nicht, daß sie die Arbeit ruhen ließen, sie sahen nur ernst und nachdenklich vor sich hin.

„Nun, ich wünsche Euch Glück!“ Pater Laurentius stand auf und rüstete sich zum Fortgehen.

„Seid Ihr mir böse? Ach! geht nicht so finster von mir fort, sagt mir ein gutes Wort, auf das ich immer und immer denken kann!“ Plötzlich breitete sich dunkle Blut über ihre Wangen, sie horchte auf, draußen hörte

man schwere, selbstbewußte Tritte: „Der Graf kommt!“ sagte sie schnell und verlegen.

„Nun bin ich ja überflüssig, lebt wol, Getrude!“

Sie wollte ihn zurückhalten, ihn um Verzeihung bitten, als hätte sie ein Unrecht an ihm gethan, aber er ging schnell aus dem Zimmer und — der Bräutigam war bereits unter der Thüre. — —

* * *

Heute war Hochzeit gewesen. Der vierzigjährige Graf Kuno Kaltenbach hatte mit der sechzehnjährigen Gertrude von Lindenburg, wie sie sich nannte, den Ehebund geschlossen. Die Mahlzeit nahm man in des Verwalters Behausung ein. Als die Sterne bereits am Himmel standen, gingen die Gäste fort und der Graf führte Gertruden heim. Er hatte ja nur über den großen Burghof zu gehen, und an der Pforte des alten, ehrwürdig aussehenden Baues, seines Schlosses, harrten die Diener seiner Befehle. Er, der sonst nie einen Augenblick ohne seinen dienenden Geistern sein konnte, der so viel zu wünschen, stets so viel zu befehlen hatte, hieß sie heute Alle zur Ruhe gehen, er wollte allein sein mit seinem jungen Weibe. — Die Beiden stiegen die hohe Treppe hinan. Wenn Kuno zu Gertruden sprach, so tönte es und hallte es wider in dem großen, weiten Stiegenraume und es war ihr, als hätten all' die eisernen Ritter, von denen an jedem Treppenabsatze einer stand, in voller Rüstung mit Panzer und Helm, Speer und Eisenhandschuh, — zu sprechen angehoben. Die schlanke, jungfräuliche Gestalt

erbebte und schmiegte sich, wie Schutz suchend, an den Grafen. „Ich fürchte mich!“ stammelte sie.

Runo Kaltenbach lachte rauh auf:

„Nun haben wir das flatternde Täubchen eingefangen! Ja, ja, nun ist es um die Freiheit geschehen, Gertrudchen, nun gehörst Du mir, — nun bist Du mein für alle Zukunft! — auch heute schon Gertrude!“ setzte er halblaut hinzu. Er streifte ihre erbebende Gestalt mit seinen lüfternen Blicken und schlang ungestüm seinen wuchtigen Arm um ihre Mitte. Und wie er sie an sich preßte, hätte Gertrude fast aufgeschrien unter dem leidenschaftlichen Drucke seiner schweren, großen Hand. Sie mußte immer und immer wieder an Laurentius denken: „Ob er wol gewußt hätte, daß es so käme, und nicht, wie sie es sich erträumt! Hätte sie ihn nur gefragt! Doch nein, hätte er ein Weib nehmen dürfen, o, gewiß, er wäre anders gewesen. Mit seinen lieben, blauen Augen hätte er sie wol zärtlich angeblickt und dann gefragt: ‚Gertrude, geht es Euch gut? Seid Ihr glücklich, liebt Ihr den Mann, den Ihr Euch erwählt?‘ Er hätte gewiß nicht so kühn von ihr Besitz ergriffen!“ So gingen ihr die Gedanken durch den Kopf. Auch dann noch, als sich bereits das Brautgemach erschloß und die Beiden aufnahm. — Nun war sie allein mit dem Manne, dem sie angehören sollte, „für alle Zukunft“, hatte er gesagt; den sie nicht kannte, — nur fürchtete, nicht — liebte! Wieder dachte sie an den Mönch: „Ob er wol morgen kommen wird, wie er versprochen, er wollte mich beglückwünschen, hatte er gesagt, — — dann, dann muß ich ihm erzählen, wie ich heute bebangt habe. Sie setzte sich auf ein niederes

Ruhebett hin. Nun barg sie ihr glühendes Gesicht in ihren Händen, sie konnte die begehrenden, lüsternen Blicke Kunos nicht länger ertragen. Als sie aber vernahm, daß er die Thüre schloß und den Kiegel kräftig vorschob, ward sie bleich, faltete die zitternden Hände im Schoß und blickte mit ihren großen, bangen, unwissenden und doch so schönen Augen zu ihm auf: „Graf Kaltenbach — Kuno“, verbesserte sie sich, „ich fürchte mich“.

Der Graf setzte sich an ihre Seite und mit weicherem, zarterem Tone sagte er flüsternd:

„Heute in einem Jahre wollen wir einen Sohn haben, nicht wahr, Gertrude?“

„Einen Sohn?!“ Sie schaute ihn wieder mit den fragenden, kindlichen Augen an und plötzlich drang ihr das Blut zum Herzen, daß es ihr dort so warm und lind wurde und freudig hüpfte und schlug.

„Einen Sohn?“ So könnte es doch so kommen, wie sie es sich gedacht und sie würde die glücklichste Mutter, die jemals gelebt!“ Aus ihren Blicken schimmerte die Freude und zart und innig drückte sie auf Kunos Lippen einen warmen, langen Kuß, dann streichelte sie seine Hände. Kuno fühlte es in jeder Faser seines Körpers — nun war die Herbheit gebrochen, nun hatte sich die Mädchenknospe ergeben.

„Gertrude, Gertrude!“ rief er mit wilder Leidenschaftlichkeit und riß das junge, zitternde Weib an sich. Das Licht flackerte auf und verlöschte und — nun war auch Laurentius nicht mehr bei ihr. Sie dachte nichts mehr, sie hörte nichts mehr, — nur das Herz pochte ihr zum Zerspringen und es schwanden ihr fast die Sinne. — —

Durch den dunklen Kreuzgang des Klosters irrte in derselben Nacht ein junger Mönch. — Er hielt eine brennende Wachskerze in der Hand, um aus dem Gebetbuche, das er bei sich trug, lesen zu können. Zuweilen rang er die Hände und stöhnte schmerzlich auf: „Herr, himmlischer, allgütiger Vater, sei mir gnädig und — und auch — ihr!“ Er bekreuzte sich oft und betete, aber seine Gedanken verwirrten sich alsbald wieder und er mußte stets von vorne anfangen, mitten im Satze kamen ihm andere — weltliche Gedanken: „Nun ist er bei ihr, er, der rohe, herzlose Mann, — nun hat sie ihn wol geküßt und zärtlich den Thron genannt! — Heiliger Gott, behüte mich vor den Dämonen des Herzens und des Leibes!“ betete er wieder und bekreuzte sich. Sein Auge, das sonst in feuchtem Glanze erstrahlte, heute war es wie gläsern und die Gesichtszüge verstört und die Wangen so hohl. — „Gertrude, mein Leben, mein Glück, nun bist du dahin!“ So rang es fort und fort in einer verzweifelnden Menschenbrust. Stunde um Stunde verrann — dann warf er sich händeringend nieder auf das Gestein, an jenem Plage, wo sonst die Särge der todten Priester gestanden, und schrie auf: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ — — Der rothe Schein der Altarlampe flackerte unheimlich an den kahlen, kalten Wänden und des Mönches Wachskerze lag an seiner Seite entzwei gebrochen, — verlöscht! — — —

* * *

Am nächsten Morgen, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, küßte der Graf sein junges Weib und ritt

fort, hinaus in den Wald; schon in heiliger Morgenfrühe mit der Flinte über dem Rücken und seinen Sinn auf die Rehelein gerichtet, die noch unerschrocken und unerschreckt am Rande des Gehölzes standen und mit den großen, runden, lieblichen Augen hinausblickten in die grüne Welt. Dann, als sie gewahrten, daß ein Mensch ihre fromme Ruhe zu stören wol gekommen war, flohen sie scheu zurück in den tiefen, dunkelschattigen Wald. Nun dachte an Gertrude. So, gerade so, mit den scheuen Blicken und den fragenden, erschreckten Augen hatte sie gestern zu ihm aufgeschaut. Er hatte schon nach den Rehen drüben gezielt, nun hielt er inne und ritt seiner Wege weiter. „Nur ein kurzer Morgenritt, dann wieder heim zu ihr!“

Inzwischen hatte Gertrude ihr Schlafgemach verlassen; sie floh die Stätte, es trieb sie hinaus aus dem engen Gemache, in dem die Luft sich so schwül um ihren Kopf legte und sie eilte auf den Söller und blickte hinab in — ihr Thal! Hier lag das Häuschen ihrer Pflegeeltern, hart beim Schlosse, — dort — ja, ja — dort, so ganz nahe auch — das Kloster und — die alte Linde. „Es ist lange her!“ sagte sie vor sich hin. „Und wie lange wird es noch währen?“ — — Gestern, bevor sie von ihrer Pflegemutter geschieden, um ihrem Gemahle zu folgen, hatte diese ihr ein altes, abgegriffenes, vergilbtes Büchlein gegeben: „Nimm dies mit Dir, Gertrude, es ist ein Büchlein mit frommen Sprüchen und Gebeten, Deine Mutter trug es am Hochzeitstage“. Sie hatte es genommen und weiter nicht darauf geachtet, die neuen, fremden Ereignisse stürmten zu mächtig auf sie ein. Nun aber dachte sie

an ihre Mutter, — sie hatte dieselbe nie gekannt, — mit einer Sehnsucht, die ihr sonst nicht eigen war. „Warum habe ich keine Mutter? warum ist es mir nicht gegönnt gewesen, wie anderen Bräuten, aus dem Munde der Mutter zu hören, was kommen muß und kommen wird, warum kann ich ihr heute nicht sagen, daß — — nun Alles, Alles!“ Sie ging langsam zurück in ihr Schlafgemach, es ward ihr wieder so schwül zumuthe, aber sie wollte ja das Büchlein holen. Hastig schloß sie es in beide Hände und drückte einen inbrünstigen Kuß auf den alten, abgenutzten Deckel desselben. „O Mutter! Mutter!“ Anstoßend an den Raum, der ihr so viel Bangigkeit, so viel Abscheu verursachte, lag ein wahrer Prunksaal, überladen mit Kostbarkeiten, die von großen, prächtigen Spiegeln wiedergestrahlt wurden. Wäre hier das Glück eingezogen, fürwahr der Schimmer hätte im getreuen Abglaube desselben das Auge geblendet, — so aber war es Gertruden, als wäre Alles frostig angehaucht; dazu die Einsamkeit, ihre eigenen Schritte erschreckten sie und aus dem Spiegel sah ihr Gesicht, bleich, verstört, — unglücklich. Auf einer kostbaren Truhe, in einer Ecke des Zimmers, ließ sich Gertrude nieder und blätterte in ihrem Buche und las einzelne Stellen daraus mit halblauter Stimme, um die Stille und Leere draußen und drinnen zu übertönen: „Wer ohne Liebe zum Altare geht, der hat sich den Haß der ewigen Gottheit zugezogen, auf dem ruht ein Fluch sein Leben lang! Ein Haupt, das den Myrtenkranz trägt und dessen Wangen nicht erglühen im hehren Feuer seliger Empfindungen, — ein Herz, in dem nicht allgewaltig und einzig die Liebe thront und herrscht, — ist ärmer und

kälter als der Tod und aus dem bräutlichen Kranze wird nur allzubald ein Gewinde von Todtenblumen“. Gertrude blickte auf. Dort, neben ihr lagen noch die Blumen, die gestern ihr Haupt geschmückt. Sie griff nach dem Kranze und betrachtete ihn sinnend. „Also Todtenblumen, — ein Todtenkranz, darum so welk, so dürr, ihr armen Blüten!“ Dann sich den Myrtenkranz aufsetzend, trat sie vor einen der großen Spiegel. Ihr schönes, langes Haar war noch nicht geordnet und aufgesteckt; es hing ihr wirr um Schultern und Stirne. Die Wangen waren so bleich, die Lippen farblos und ebenso bleich und farblos fiel das weiße, reich gefaltete und frauenhafte Morgenkleid um ihren überschlanen Leib. Und das Bild, das Gertruden nun entgegenblickte? Das war keine schwellende Knospe, die der Sonne entgegenblüht, ein armes, werdendes Frühlingsblümlein war es, das winterlicher Schauer zum Verkümmern gebracht. Ja, über das lebenswarne Herz war ein Frost gekommen, der einzig eine, erste große Frost, den man — Enttäuschung nennt! Sie blickte sich lange Aug' in Auge, dann ging sie wie im Traume zu ihrem Sitze zurück. „So also sehen die Todten aus, — — ja — ja — ärmer und kälter als der Tod!“ — — Sie hatte nun den Kranz im Schoße liegen und zerpflückte eine Blume nach der andern, dabei tropften ihr heiße Thränen auf die Hände; so träufeln Thau perlen aus den Rosenkelchen, wenn ein Sturmwind darüber hingehet. — So fand sie auch Laurentius, als er bei ihr eintrat. Sie hatte ihn nicht bemerkt, obwol er schon mitten im Zimmer stand.

„Gnädigste Herrin, seien Sie mir gegrüßt. Gönnen Sie Ihrem alten Lehrer einen Blick, einen Strahl Ihres

jungen Glückes. Möchte dies Glück nie von dieser Schwelle weichen, auf daß Sie es in Ihrer Nähe fühlen, für und für. Möge Gott Sie schützen und schirmen in aller Zukunft!“

„Pater Laurentius!“ Sie streckte die Arme nach ihm aus wie ein hilfloses Kind. „Ach, Pater Laurentius, wenn Ihr wüßtet!“ — — — Weiter kam sie nicht, die Thränen quollen von Neuem und Laurentius eilte dem Ausgange zu, es hielt ihn hier nicht länger.

Hätte er Frohsinn angetroffen, es wäre wol auch wie eine Dornspitze für sein wundtes Herz gewesen, — aber so viel überquillenden Schmerz am Morgen nach der Brautnacht, den Anblick ertrug er nicht länger. Draußen vor der Thüre blieb er stehen und plötzlich, er wußte selbst nicht wie es kam, zogen Bilder aus seiner ersten Kindheit vor seiner Seele heraus. War das bleiche Weib drinnen die Ursache, war es die Vorhalle, in der er eben stand und die so ganz jener einen glich, die sich im Schloße seines Vaters befand? Die Mutter fiel ihm ein, jenes letztemal, bevor er aus dem Elternhause fortgebracht wurde, wie sie bleich und krank vor ihm stand und ihm unter Küssen und Thränen sagte: „Kind, es kommt nun eine schwere Zeit für mich, wenn ich sie überstehe, wenn mir Gott weiterhilft, dann komme ich dorthin, wo Du bist, dann sehen wir uns wieder und dann Junge — darf uns kein Mensch mehr trennen; ich werde dann im Orte wohnen, wo das Kloster steht! Und wenn aber Gott anders beschloffen hätte,“ — und sie hatte ihn wieder geküßt, — „dann, mein Sohn, sei brav und tüchtig und gut, — lerne ertragen und entjagen! — —

Dann fiel ihm ein, wie die Eltern einst scherzend am Fenster gestanden waren und wie der Vater halbblaut zur Mutter gesagt: „Wird es wol ein Mägdlein werden, Leonore?“ „Wenn mein Gemahl es wünscht!“ hatte sie scherzend geantwortet und ihm zärtlich die Hand geküßt. Solche Bilder sah Laurentius mit seinem geistigen Auge. Warum gerade heute, wo er sich so lange nicht mit der Vergangenheit befaßt hatte. „O, Mutter“, sagte er vor sich hin, „theurer Schatten! höre mich an, steige als Trostesengel zu mir nieder, Du, die alles Erdenleid überwunden, hilf mir — mir und — ihr!“ Der große, starke Mann, mit dem entschlossenen Zuge um die Lippen, er stand nun da und weinte, weinte wie ein armes, verlassenes Kind, — dann ging er langsam die Treppe hinab, — es war wie Frömmigkeit über ihn gekommen und er wäre um Alles in der Welt nicht zu Gertruden zurückgekehrt. Unten im Hofraume begegnete er dem Grafen, der mit freundlichem Gruße an ihm vorbeiritt, dem Hause zu.

* * *

Nach Jahresfrist kam im Schloße ein Kind zur Welt. Die Mutter war glücklich und seitdem viel mit dem Kleinen beschäftigt. Die Einigkeit zwischen ihr und Kuno war nicht sehr groß. Sie liebte nicht und er fing an sich zu langweilen. Er sehnte sich wieder in die Welt hinaus und beschloß, eine große Reise anzutreten, daher er auf lange Abschied von daheim nehmen mußte. „Ich werde wol ein halbes Jahr unseren kleinen Peter nicht sehen. Bewahre mir das Kind gut und hüte es sorgfältig. Ich

müßte Dir wahrhaftig grollen, käme es anders!“ „Sei außer Sorge, ich habe das Kind ja lieb, es ist mein — einziges Glück!“ Kunos Stirne runzelte sich ein Wenig, aber zärtliche Reden war er nie gewöhnt von seinem Weibe, und so fiel ihnen Beiden die Trennung von einander nicht schwer. — — — Laurentius hatte inzwischen seine Unterrichtsstunden fortgesetzt, er kam auch nach des Grafen Abreise nochmals in's Schloß. Dann aber plötzlich stellte er seine Besuche ein. Gertrude wußte lange nichts von ihm. Sein Schweigen, sein Fernbleiben schmerzten sie. Eines Tages aber kam einer der Mönche aus dem Kloster zu ihr und sagte: „Hohe Herrin, ich bitte Euch, kommt mit, Pater Laurentius liegt schwer krank danieder und in seinen Fieberträumen nennt er nur fortwährend Euere Namen. Vielleicht vermöchte Euere Anwesenheit ihm Besserung zu verschaffen; ich bitte Euch, erbarmt Euch seiner. Er ist elend krank, vielleicht wol gar in Sterben.“

Gertrude wandte förmlich zur Thüre hinaus, aber dennoch eiligen Schrittes, der Mönch konnte kaum folgen. „Kommt, kommt, hochwürdiger Pater, ich will ohne Verzug zu ihm!“

Als Gertrude die Zelle betrat, lag Laurentius wie leblos auf seinem Lager. Die Wangen bleich und eingefallen, Gesicht und Hände abgemagert und die Augen geschlossen. Sie blieb stehen, blickte ihn an und murmelte vor sich hin: „Gewiß, gewiß er wird sterben, er ist zu schön und zu gut für diese Welt, — und für mich ist des Leidens Becher noch nicht voll genug. — Laurentius“, sagte sie lauter, „wie geht es Euch? — Ich will nun bei Euch bleiben und Euch pflegen und warten, damit

Ihr wieder ganz gesund. Hört Ihr mich nicht, Laurentius?“ Dieser schlug die Augen auf und faltete im selben Augenblicke die Hände.

„Gnädigste Jungfrau, warum bist Du herausgestiegen aus Deinem Rahmen, ich habe Dich festhalten wollen auf jener Leinwand! O, Madonna, kehre zurück, siehe dorthin, dorthin!“ Er deutete nach einem Bilde und als Gertrude näher trat, gewahrte sie, daß in dem großen, schweren Goldrahmen ein Marienbild sich befand, — mit ihren Zügen.

„Laurentius, Ihr irrt, ich bin vom Schlosse hergekommen und will nun bei Euch bleiben, lange, lange“. Er sah sie wieder starr an und schauerte zusammen: „O, Mutter, Mutter, dann bist Du es! Heiliger Engel, beschütze mich!“ Gertrude fürchtete sich fast und redete nun nicht mehr zu ihm; pflegte ihn nur sorgsam und aufopfernd. — — So verflossen Wochen und Monde.

Fürsorge und Zärtlichkeit entriß den Kranken endlich der Todesgefahr, er genas langsam und allmählig und damit waren Gertrudens sehnlichster Wunsch und heißestes Gebet erhört.

* * *

Drei Jahre waren nun seit Gertrudens Vereinigung mit dem Grafen verflossen. Schritt für Schritt hatte sich der Unfriede im Hause eingeschlichen und rüttelte an den Säulen ihres Ehebundes, der wol nie für Gertrude glücklich gewesen, aber in dem sich zu Beginn der rauhe, ungefüge Graf gar wol befand und vielleicht gar ein Anderer geworden wäre, im Umgange mit dem zarten,

unendlich weiblichen Geschöpfe, das ihm angetraut ward — wäre nur in Gertrudens Herzen ein kleiner Funke Liebe für ihn gelegen, der Licht und Wärme um ihn verbreitet hätte. Wie viele große Umwälzungen vermag nicht die Liebe zu Stande zu bringen, dort, wo sie liebt! Sie formt aus bösen Menschen gute, sie bringt Sonnenschein in das ärmste, dunkelste Gemach, — sie läßt duftige Blumen sich erschließen auf dürrer Haide! Wol wäre es an ihr gewesen, das Band enger und inniger zu ziehen, — aber die Empfindung, die Ueberzeugung fehlte und — eine erzwungene Liebe ist die Schwester des Hasses. Graf Kuno hatte sich die schöne Frühlingsblume in's Haus gebracht, in dem Wahne, daß sie da weiterblühen und weiterglühen werde, ihm zur Freude und seinem Heim zur Zier. Aber welk und duftlos wandelte sie, seine Blüte, durch die weiten Hallen des Schloßes. Sie hatten sich nichts zu sagen, sie waren sich fremd geblieben und die Langweile zog bei ihnen ein, mit ihrer ganzen Breite und Leere, — und da Gertruden jede Schaffenslust und Daseinsfreude fehlte, so war ihr Leben ein beständiger Müßiggang. Und Langweile und Müßiggang zeitigen gar böse Früchte. Das Einzige, was ihr zuweilen noch Vergnügen zu machen schien, war der Pinsel. Ihr Kind, den blondlockigen, blauäugigen, kleinen Peter herzte sie ab und zu, im Uebrigen war er der Obhut seiner Wärterinnen anvertraut. Ueber die Lippen des Grafen kam manch' vorwurfsvolles Wort, und Gertrude antwortete mit Bitterkeiten. Fühlt sich doch nichts so rasch aus Reden und Handlungen heraus, als Abneigung und Unmuth, auch wenn diese bemäntelt werden. Die Monotonie machte Beiden bange und das Bewußtsein

der Endlosigkeit ihres Zusammenseins erhöhte ihre Mißstimmung. Im Schlosse war es ewig trübe und keine Seele athmete in demselben, der es darum zu thun gewesen wäre, mit einem sonnigen Strahle des Frohsinnes das düstere Bild zu verscheuchen. Grau in Grau das Bild und die Folie ein einziger, mächtig großer Schatten! — — —

Gertrude saß eben in der kleinen Kapelle, zu der man aus der Klosterkirche durch ein niederes Pfortlein gelangte und das für besonders Andächtige, die in stiller Selbstbetrachtung ihr Gebet verrichten wollten, bestimmt war. Eine Wolke, ein Abbild sozusagen, des häuslichen Schattens, lag auf ihrem bleichen Gesichte und sie überdachte eben ihre trostlose Lage. Hinter ihr war Laurentius eingetreten und als sie nun, durch ein leises Dröhnen des Bodens aufmerksam gemacht, den Kopf wendete, um zu schauen, kreuzten ihre Blicke die des Paters, der die seinigen über ihre Gestalt hingleiten ließ. Gertrude runzelte die Stirne:

„Geht, Pater Laurentius!“ sagte sie unwillig.

Er beugte sich zu ihr nieder und sah ihr tief und nahe und innig in die Augen. Vor solchen Blicken schmilzt wol die starrste Eisdecke, wie erst, wenn es schon im Verborgenen glimmt und glüht in einer Menschenbrust! Doch sagte sie noch einmal ernst und strenge: „Geht, ich will es, daß Ihr geht!“

„Gertrude, ich werde gehen und zwar für immer, — ich kann es so nicht mehr ertragen! Aber nur eine Bitte, hört mich an!“

„Laurentius, ich glaube, Ihr vergeßt die Heiligkeit des Ortes und Eueres — Kleides!“

„Ich habe nichts vergessen, nichts! Vor Gottes Altar habe ich gekniet und gerungen um meinen Frieden, und den Allmächtigen zu Hilfe gerufen, daß er es nicht gewähren lasse, daß mich solches Leid verzehre. Mein Gebet ward nicht erhört. Wenn der Boden unter meinen Füßen verginge und wenn die zornerglühte Gottheit die furchtbarsten Donnerkeile des Geschickes gegen mich schleuderte, — ich könnte nicht anders! Darum, denke ich, Gott will es so. — Aber ich bitte Dich, Gertrude, lasse mich nicht so von Dir gehen, ohne ein Wort des Trostes! Nur eine Silbe, an die ich mich klammern kann, wenn mich Verzweiflung packt, da ich nichts mehr habe, weder auf Erden noch im Himmel, als Dich! Sag' mir, mein Einziges, mein Alles, daß Du mich lieb hast, dann will ich fortziehen auf — Nimmerwiederkehr!“

In Gertrudens Augen lag nun die ganze Wärme, deren das Weib fähig ist, wenn es liebt, und sie sagte zärtlich:

„Ei, freilich habe ich Euch lieb, Laurentius, lieber als Alles auf der Welt, — lieber als mein Kind, aber geht, geht!“

Er wandte sich dem Ausgange zu. Gertrude faltete die Hände, aber sie betete nicht.

„Mir ist's als ob ich es nicht zugeben könnte, daß er geht“, sagte sie dumpf und halblaut, „als wäre er Leben von meinem Leben und Blut von meinem Blute, als nähme er die Hälfte meines Herzens mit und hieße mich zu Grunde gehen. Ein getheiltes Herz kann ja nicht weiter schlagen. Ich kann ihn nicht gehen lassen, ich kann nicht!“

Laurentius hatte den letzten Worten gelauscht, er kam wieder zurück. „Gertrude, Du bist jung und hast noch ein langes Leben vor Dir, das Du Deinem Gemahle schenken und weihen kannst und sollst. Nur von den vielen Küffen, die Du ihm schuldest, einen einzigen gieb mir als heilige Wegzehrung mit auf die Fahrt ins Elend hinein!“

Ist es einem Geschöpfe zu verübeln, das von früher Kindheit an, wie eine lose Epheuranke, ohne Halt und eigentliche Stütze, von den Wogen des Lebens hin- und hergezogen wurde, daß es, wenn es nun plötzlich in die Nähe eines festen Eichenstammes gepflanzt wird, sich anklammert und anschniegt an diesen Stamm, als wäre sie Eins mit ihm? Gertrude sank dem jungen Mönche an die Brust und küßte ihn mit der Glut und Inbrunst eines jungen, liebeheißenden, liebekranken Weibes.

„Und nun, Laurentius, ich bitte Dich um Himmelswillen, gehe, gehe, damit Gott uns nicht noch mehr verläßt!“

Dieser, wie Einer, der sich in den Tod stürzt, weil das Leben keinen Ausweg für ihn übrig gelassen, eilte fort, ohne sich noch umzublicken, — die Gedanken wirr, als wollte es ewig Nacht werden um ihn! — —

* * *

Wieder verflossen Monate. Als Gertrude ihr 20. Jahr vollendet hatte, bekam sie als Erbschaft eine große Summe Geldes; auch von ihren früh verlorenen Eltern erfuhr sie Manches, was ihr bisher fremd geblieben war. Reichthum

hatte wenig Wert in ihren Augen, und so nahm sie die Vermehrung ihrer materiellen Güter auf, mit der Gleichgiltigkeit einer — Gemüthsfranken. Menschen, die den Frieden suchen, lernen erst die Nichtigkeit des irdischen Besitzes kennen, denn auch mit der größten Summe Goldes könnten sie sich die Seelenruhe nicht erkaufen, dort wo sie schwand. — —

An einem Spätherbsttage des vierten Jahres ihrer Ehe mit Kuno kam dieser einmal polternd und grollend nach Hause. Er hatte einen Ritt gethan in die nächste Ortschaft und einen Gutsnachbar aufgesucht. Ohne sein Weib eines Blickes zu würdigen, ging er auf den kleinen Peter zu und schaute ihn prüfend an.

„Ja wol, die Leute haben Recht, ich ahne es schon lange; Du, Gertrude, Du selbst brauchst es nicht leugnen. Peter ist jenem Glenden, den Du so fromm und ergeben Deinen Lehrer nennst, wie aus dem Gesichte gerissen, dieselben Augen, dieselbe schmale Nase, das Goldblond der Haare, Alles zusammen das getreueste Abbild jenes — Schurken! Auf der Gasse raunt man es sich in's Ohr und auf dem Dache pfeifen es die Sperlinge: Peter ist — sein Kind!“

„Um Gotteswillen, halte ein!“ schrie Gertrude verzweifelt auf.

„Nun, so wage es, mir zu leugnen, daß Du Jenen liebst, daß Deine Gedanken nur bei ihm weilen, und daß Ihr Beide mich verrathen habt, mich — Deinen Gatten! Wage es, treulosjes Weib!“ — —

„Geliebt habe ich Dich — nie, es ist wahr“, sagte Gertrude. „Ich war jung und unerfahren damals

und ich kannte die Größe und Schwere der Pflichten nicht, die ich damit übernahm — Dein Weib zu werden! Warum thatet Ihr mir so schön, Du und mein Pfleger, warum dranget Ihr in mich und überredetet mich zu dem vorschnellen Entschlusse? Auch Du hast mich nicht geliebt, — aber Dein Stolz ließ es nicht zu, von dem armen, unscheinbaren Geschöpfe Gertrude abgewiesen zu werden; mein Widerstand reizte Dein Begehren und ich, — ich unglückliches Ding, ging — in die Falle! Ich liebte Dich nicht! Wahrhaftig, ich liebte Dich nicht!“

„Also Vorwürfe für so viel Verrath? Ein Wort noch und — bei Gott! — Du sollst es bereuen, Gertrude!“ Sein Gesicht flammte voll Zorn und die Augen, roth von übermäßigem Weingenuß, quollen förmlich aus ihren Höhlen.

„Den Einzigen auf der weiten Welt, der mich lieb hat, — ich jagte ihn fort in's Verderben, nur um meine Pflicht zu thun, nur um nicht zu brechen, was ich am Altare versprochen. Aber die Fesseln sind mir zu schwer, ich ertrage sie nicht länger! Laß' mich gehen, Kuno!“

„Gehe!“ stieß der Graf wüthend hervor, „und heute noch, auf der Stelle, — hier hast Du auch Dein Kind, nimm es mit und suche Dir Deinen Einzigen, — vielleicht kennt Dich der nun auch nicht mehr!“

Gertrude fuhr sich mit der Hand nach der Herzgegend und wollte weiter sprechen.

„Geh', sage ich!“ herrschte er sie an, „keine Minute länger in meinem Hause, treuloses Weib, — Ehebrecherin!“

Sie schrie auf, wie ein zu Tode getroffenes Reh, lief auf den Kleinen zu und nahm ihn auf den Arm.

Runo, im Uebermaß von Wein und Zorn, riß die Thüre auf und stieß sie hinaus. Dann sank er auf einen Stuhl nieder und brach in ein krampfhaftes Weinen aus: „Verrathen, verrathen, verrathen!“ — —

Gertrude eilte fort, sie wußte keinen Weg, kein Ziel, — nur fort von jener Stätte wollte sie, wo das Grab ihrer Jugend lag. Ein rauher Wind heulte um die Baumkronen des Waldes, durch den sie floh, und rüttelte an ihnen wie verzweifelt. Dunkle Wolkenmassen verhüllten den Mond oder jagten eilig und wild über ihn hin.

„Wenn Laurentius wüßte, wie es mir erging“, dachte sie. „Wo wird er sein? Die Leute sagen, er sei reich, er werde viel Gutes stiften in der Welt draußen. — Gutes stiften!“ sie seufzte auf. — — „Dein Vater hat uns fortgeschickt, Peter, wo werden wir gute Menschen finden, wo sollen wir hin?“

Stundenlange, mit Zuhilfenahme aller ihrer körperlichen Kräfte, war sie so durch den Wald geeilt, ohne auf eine Wohnstätte zu stoßen. Als sie endlich zusammenzubrechen meinte unter der Wucht des Schmerzes und unter der Last ihres Kindes, das sie noch immer trug, um schneller vorwärts zu kommen, strahlten ihr plötzlich beleuchtete Fenster entgegen.

„Hier ist ein Haus, mein Peter! Die Mutter will Betteln um warme Suppe für ihr armes Kind. Mehr kann sie nicht für Dich thun. Sie ist ja nur eine — Bettlerin!“

Als sie dem Hause ganz nahe gekommen, bemerkte sie, daß sämmtliche Fenster in allen Stockwerken hell erleuchtet waren. Das Gebäude stand groß und breit inmitten der

alten Tannen und über dem Portale, bestrahlt von dem Scheine einer großen Thorlaterne, standen in goldenen Buchstaben die Worte der heiligen Schrift: „Kommt Alle zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid!“

„Ist nicht Weihnachten, Mutter, und wohnt hier nicht das Jesukind?“ tönte die kindlich-zarte Stimme des Kleinen.

„Das Jesukind nicht, Peter, aber vielleicht doch — ein Erlöser!“ — —

Gertrude las die Aufschrift, dann verschwammen ihr die Buchstaben, aus dem leuchtenden Golde wurden schwarze Flecken vor ihren Augen und nun, — schon an der Schwelle des gastlichen Hauses, — sank sie ohnmächtig und beinungslos zu Boden. — — —

Als sie einmal ein Wenig zu sich gekommen und die Augen aufschlug, sah sie einen Priester von dem Orden der „barmherzigen Brüder“ an ihrer Seite sitzen; sie lag in einem blütenweißen Bette und in dem Gemache gingen Frauen in Nonnenkleidern ein und aus. „Wo bin ich?“ frug sie verwundert.

„In einem Hospitale, in meinem Hause“, sagte der Priester.

„Mein Schutzgeist“, sprach Gertrude, wieder im Delirium, „Du träufelst mir linden Balsam auf meine heißen Wangen! Freilich hat er D e i n e Züge, aber sieh', ich habe stets Dein Bild im Innersten getragen und da ist es wol zu Fleisch und Blut geworden“. — — Der junge Priester beugte sich über sie und zog die Stirne in Falten!
„Wäre sie nur gestorben! Jetzt wäre sie erlöst, sie wenigstens, von all' dem Leide!“ Seine Thränen rollten

auf ihr bleiches Gesichtchen. Die Pflegegeschwestern raunten sich zu: „Dies muß eine theuere Verwandte von ihm sein; sie sieht ihm ähnlich. Und seht nur, wie sorgsam und unverwandt er über sie wacht und wie er sie pflegt und wartet!“ Als sie Alle aus dem Zimmer gegangen, rief der Priester die Kranke zärtlich bei ihrem Namen: „Gertrude, wache auf, sage mir, was ist geschehen?“ — Sie öffnete die Augen, sah ihn zuerst starr an, dann breitete sich ein glückliches Lächeln über ihr Antlitz aus. „Wiedergefunden“, hauchte sie, „und so wiedergefunden! — Kuno hat mich fortgetrieben, in's Elend hinaus, — Du, Laurentius, nimmst mich auf! Nicht wahr, Du willst, — nur kurze Zeit, bis ich weiterwandern kann? — — Er nannte mich — Ehebrecherin!“

Es durchzitterte sie und ein neuer Fieberanfall kam über sie. „Sei ruhig, Gertrude, es wird sich noch Alles zum Guten wenden“.

„Wenn ich sterben könnte, Laurentius, bei Dir, so wie Du jetzt hier sitzt, Deine Hand in der meinen; nach dem hellen Sonnenscheine, den ich hier fand, — bei Dir, — werde ich die sturmdurchheulte Nacht meines Elends nicht mehr ertragen. Laß uns sterben! — — Weißt Du, was ich träumte?“

„Ei, lasse die Träume, es war ja Fieber, das Dein Gehirn so wirr machte!“

„Höre mir zu: Mir war, als wäre ich aus dem Schlosse gegangen und als ich ermüdetee vom langen Gehen, kam ein Gefährte daher. Ich will mich aufsetzen und den Kutsher bitten, daß er mich mit nimmt, sagte ich mir. Als der Wagen näher kam, — war es ein Leichen-

wagen. — Dann sah ich zwei Menschen, einen Mann, ein Weib auf einem Seciertische liegen, sie lebten Beide und doch trennte ein anderer Mann Stück für Stück und Glied für Glied mit seinem Scalpell von ihren Leibern. Ich konnte die Dual nicht mehr mitansehen und rief dem Anatomen zu: „Muß es denn so viel Dual geben, schneidet doch zuerst in's Herz!“ Die schrecklichen Blicke der Armen thaten mir unsäglich weh und auf mein Bitten nahm endlich der Mann sein Messer und that einen tiefen Schnitt in ihr Herz. Ein dankbarer, brechender Blick traf mein Auge und ein einziger großer Seufzer der Befreiung und Erleichterung rang sich aus ihrer Brust“.

„Träume sind Schäume, mein Lieb. Rege Dich nicht auf und bleibe nur ruhig, damit Du wieder gesundest. Schlafe wieder! Wenn Du ganz genesen, wollen wir unsere Pläne für — die Zukunft machen! Schlafe, mein süßes Lieb!“

Sie schlummerte ein und lächelte im Traume. — —

* * *

Einige Tage später, bevor noch der Morgen graute, verließen drei Menschen das „Mühlhaus“ im Walde. Ein junges Weib, das an der Hand ihr Kind führte, schlank und hoch von Gestalt, wie eine Ceder vom Libanon, und ihr zur Seite ein gereifter Mann in Priesterkleidung. Seine Züge waren jung und schön, aber herb geworden durch vieles Seelenleid; heute stahl sich, wie Sonnenschein durch Nebelschleier, ein Lächeln über dieselben. Ihr Gesichtchen verrieth in seiner Schmalheit und Durch-

sichtigkeit ein körperliches Leiden, aber auch sie lächelte mit sonnigem Blicke zu ihm auf. Sie gingen nicht weit. Nur bis an die Stelle, wo in der Nähe des Flusses ein Bänkehen stand und zur Raft einlud.

„Nun haben wir Alles hinter uns, mein armer, mein einziger Laurentius“, sagte Gertrude und schmiegte sich zärtlich an ihn. „Nun bin ich Dein und Du, mein Bester, gehörst mir für alle — Ewigkeit!“ Sie küßte ihm immer und immer wieder die Hände, voll Wärme und liebender Demut.

„Nun haben die Menschen kein Anrecht mehr auf uns, und ich bin so glücklich, so unendlich glücklich an Deiner Seite! Daß sich doch zuweilen die Qual eines ganzen Menschenlebens in eine Viertelstunde voll Seligkeit auflöst. Wie gut ist dies eingerichtet!“ erwiderte Laurentius. Sie hielten sich fest umschlungen und ihre Augenpaare, beide blau und groß, versenkten sich ineinander.

„Jetzt, Gertrude, in diesem heiligen Augenblicke, in dem sich unsere Seelen zur Vermählung rüsten, jetzt, versage mir das kleine, bescheidene Zeichen unseres Bundes nicht. Gertrude, das Beste und Schönste, das Du mir geben darfst, verwehre mir's nicht! Laß' Deine reinen, keuschen Lippen, die maßlos glücklich hätten werden sollen und nur das Salz Deiner armen, armen Thränen zu kosten bekamen, ein einziges, langesmal noch auf den meinen ruhen. Denn, siehst Du, auch ich bin verkümmert und elend gewesen und ich mußte leiden und ringen, wo mich ein anderes, gütiges Geschick hätte zum Gotte machen können!“

Es war ihr, als hätte sie nicht nur das Recht, den Mann neben ihr zu küssen, nein, als gäbe es keine edlere

Pflicht auf Gottes weiter Welt, als zu erfüllen, was Laurentius begehrte. Dann schwiegen die Beiden, aber im Glücke.

„Weißt Du noch, mein Liebster, als Du mir damals, — ich war ein gar unbändiges Kind, — aus diesem Büchlein vorlasest?“ Sie zog das Gebetbuch mit den schön gemalten Randleisten aus der Tasche. „Später gabst Du es mir — zum Andenken!“

„O, ich habe oft an jene Stelle gedacht“, sagte Laurentius. „Dämonisch war das Geschick und teuflisch sind die Mächte, die mit uns ihr Spiel trieben, sonst — hätte es anders kommen müssen“. Gertrude küßte ihn wieder, sie dachte nicht an die Vergangenheit, nicht an die Zukunft, der eine Augenblick seelischer Vereinigung mit Laurentius entschädigte sie für das, was hinter ihr lag. „Nun sind wir ja glücklich, mein Herz, lasse das Geschehene und verwische die trüben Erinnerungen!“

So saßen sie lange, Hand in Hand.

Ein einsamer Wanderer ging vorüber; er schaute sie an, dann, als er schon weit weg war, wandte er noch einmal den Kopf nach ihnen. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne breiteten einen goldigen Schimmer über die Beiden. „Wol ein glückliches Paar, das — zu leben beginnt!“ sagte der Einsame vor sich hin.

Du irrst, Wandersmann, nicht zu leben beginnen sie, sie hören auf, zu leben. So klar blickt nur ein Auge, das bereits den ewigen Himmel schaut, so still und groß schlägt nur ein Herz, das von der Zukunft nichts mehr zu fürchten hat, und von Erdenleid und Lebensstürmen. Jener göttliche Friede war bei ihnen eingezogen,

auf den nur diejenigen Anspruch machen dürfen, die sich losgerungen haben von sich selbst, die mit keiner einzigen Faser ihres Lebens mehr am irdischen Dasein haften. —

„Jetzt wollen wir gehen, Gertrude, gib dem Kinde das Büchlein und darein wollen wir legen, was ich hier auf das Papierblatt niederschrieb, bevor wir das ‚Aylhaus‘ verließen!“

Gertrude zuckte zusammen. „Komm, Peter!“ rief sie dem Kleinen zu, der ganz munter in der Nähe herum lief. „Sieh’ die hübschen Bilder an und wenn Jemand des Weges kommt, zeige sie ihm auch. Setze Dich auf jenen Baumstrunk, es ist gerade ein schöner Sitz für Dich; ja, mein kleiner Schatz, wie ein König nimmst Du Dich auf demselben aus! Setze Dich, mein Liebling!“

Der Kleine schrie entzückt auf, als er das Büchlein in Händen hielt, strich sich die Locken aus der Stirne, die ihm das Schauen erschwerten, da sie so unbändig waren, und hatte sich bald in das Anschauen seiner Bilder vertieft, so daß er nicht bemerkte, wie Gertrude und Laurentius sich leise entfernten, nicht ohne daß sich die Erstere oft und oft nach dem Kinde umgeblickt hatte. Einige Secunden danach kam der alte Prior Hubertus vom Kloster zu N. des Weges. Er war mehrere Stunden weit bei einem Schwerkranken gewesen, ein Trostbesuch, wie er deren oft und gerne machte. Er erkannte den Knaben. „Kleiner Peter, wo kommst Du her, schon in aller Morgenfrühe?“ rief er dem Knaben erstaunt zu. „So weit hier draußen im Walde! Was macht der Vater?“

„Seht nur her, die hübschen, hübschen Bilder!“ jubelte der Kleine und klatschte freudig mit den Händen.

„Laß sehen, Peter!“ Der Priester nahm das Buch und schlug es auf. Gleich vorne am ersten Blatte stand mit frischer Tinte eingeschrieben: „Gertrude, Leonore, Hildegard Byrf von Drachenstein (genannt Gertrude von Lindenburg), verehelichte Gräfin zu Kaltenbach“.

„Sie ist es? sie?!“ rief der Prior. „Wer hat dies geschrieben Kleiner?“

„Die Mutter schrieb's, und gestern erst! Dabei hat sie geweint und das Buch geküßt!“

Eine Stelle in dem Buche war grell unterstrichen:

„Herr, bewahre mich vor bösen Gewalten, schütze mich vor den Dämonen des Leibes und der Seele!“

Dabei lag ein von der ihm wolbekanntem Hand des Laurentius herrührender Brief, kurz und vielsagend:

„Ich habe gerungen, Gott hat mich verlassen. Ich habe ein Weib mehr geliebt als Gott und den Himmel, — als mich selber. Ich kann nicht anders und käme die ewige, schreckliche Verdammnis über mich. Mein Dämon war ein Weib und mit ihm sterbe ich. Wie die himmlische Liebe nach Vereinigung mit Gott strebt, so sehnt sich die irdische nach Einswerdung mit dem geliebtesten Wesen, das die Erde birgt! Ich will nicht weiter sündigen und bitte Gott, daß er im Jenseits vereine, was hier auf Erden eine Sünde wäre, die ich — nicht auf mich geladen! Amen!“ — —

„Wo ist Deine Mutter, mein Kind, um Gotteswillen, sage schnell, schnell, — ist sie schon lange fort und wohin, wohin ging sie?“

„Mutter!“ rief das Kind, „Mutter! Eben war sie noch hier!“

Der Prior rang die Hände, wie ein Verzweifelter, es drängte ihn fort, fort, tiefer in den Wald hinein und dem Ufer entlang. An einer lieblich grünen Lichtung des Forstes, inmitten reich wuchernder Blumen und Farrenkräuter stand das Paar, hart am Rande des Wassers. Einzelne Steinchen lösten sich von dem Damme und plätscherten hinab. Im Gipfel einer Tanne sang eine Amsel aus tiefer Kehle ihr Morgenlied.

„Um Gotteswillen, haltet ein, haltet ein!“ rief der Prior voll Entsetzen, „es soll ja Alles gut werden, geht nicht weiter, erspart Euch die Sünde!“

Laurentius blickte ihn ruhig an: „Lebt wol, mein bester Vater!“ rief er dem Alten zu, „und seht — dies nennt man: Weltentsagung!“

Er hatte das junge Weib um die Mitte genommen, die schweren, goldblonden Flechten schimmerten noch einmal auf im Sonnenscheine, — dann stürzten sie Beide hinab, in ihr Wellengrab. — —

Dem Alten stockte der Athem. Retten konnte er nicht. Der Fluß war hier tief und reißend. Er lief zurück wie im Wahnsinn zu dem Kinde, nahm es auf den Arm und eilte den langen, langen Weg zurück in's Kloster. Zu keinem Menschen sagte er ein Wort von dem, was er eben erlebt, aber in seiner Zelle angelangt, öffnete er ein geheimes Fach seines Schreibtisches, das er sonst wol verschlossen hielt, und nahm daraus einen alten Brief hervor, — er ward vor 20 Jahren geschrieben — den er wieder und wieder überlas:

„An den hochwürdigsten Prior des Klosters zu N.,
Pater Hubertus. Theuerster Freund! Als ich Dir unlängst

mein neunjähriges Söhnchen überbrachte und Dich bat, da die Welt jetzt voller Unruhe und Kriegsgetümmel ist, Du mögest Dich väterlich seiner annehmen und ihm Schutz und Schirm verleihen, sprach ich schon die Befürchtung aus, es könnte mich ein schweres Unglück in der Familie treffen. Meine arme Gattin schenkte mir vor Kurzem ein Töchterchen, es war damit wol unser Beider stiller Herzenswunsch erfüllt. Das Kind ist wie ein kleiner Engel, es hängt mir fast für seine Zukunft, da es so schön und so zart ist. Jetzt bin ich allein. Ermesse meinen Schmerz. Gestern hat man mein geliebtes Weib zu Grabe getragen und so habe ich eigentlich um so Vieles mehr verloren, als mir dafür der Himmel bescheert. Das Mägdlein heißt: Gertrude Leonore Hildegard Byrk von Drachenstein, wol ein hochtönender Name für das zerbrechliche Ding. Nun wird sich ihre Taufpathin, meiner Gattin Schwester, Frau Hildegard von — (der Name war undeutlich geschrieben, nun wußte Hubertus, daß es Lindenbürg hieß) ihrer annehmen. Sollte Dir die Kleine einmal vor die Augen kommen, so denke dabei an die unsagbare Pein, die ich empfunden, als mir aus dem sterbenden Munde meiner Leonore entgegenscholl: „Sieh, die Kleine hat ja meine Augen. Gedenke meiner, wenn Du in die ihren blickst!“ Da es mich selbst nicht mehr hält, in den todten, leeren Räumen des Schlosses, so ziehe ich hinaus zum Kampfe und hoffe, ja wünsche sogar, daß ich fallen werde.

Die Erde ist mir öde geworden. Leb' wol und tausend Dank für Alles, was Du mir in Freundschaft erwiesen und was Du in Zukunft an meinem Sohne thun wirst. Noch Eines: die dringende Bitte, nenne dem Knaben nie

seinen vollen Namen, spreche mit ihm auch nicht von unserem Heim und vom Schlosse, ich will, daß für ihn ein neues Leben beginne. Gott mit Dir!

Dein ewig getreuer

Byrk.“

Der Prior verließ seine Zelle. Er hatte keine Ruhe. „Gertrude Byrk von Drachenstein“, wiederholte er immer. Dann betrat er den Kreuzgang. Nun fand er Worte und Thränen. „Herr“, sagte er, „vergieb dem Armen, er hat dreifach gesündigt — aber Du bist unendlich gütig und mild — verzeihe ihm! Er hat sich von Dir gewendet, es verlangte ihn nach Erdenglück und das Weib, das er liebte und — tödtete, er wußte es nicht, war — seine Schwester!“ — —

Dann sank er in die Knie, dort wo sonst die Särge der todten Priester gestanden, und betete lange und inbrünstig. Möge Gott ihn erhört haben, jener Gott, der die Schwächen in uns geschaffen und der die Dämonen herniedersendet auf unsere sonst so stille Erde. Wo die himmlischen Geister sich abwenden, da siegen die bösen Gewalten. Ja, wir Alle sind Menschen und nichts, was menschlich ist, bleibt uns erspart!

E n d e .

5994

€140,-

SAPTE/12/20

EA Gielesch/Supite 132

Netz Ø (12/20)

Inr.

Verlag von Georg Szelinski

k. k. Universitäts-Buchhandlung, Wien
I., Stefansplatz 6.

So ist unser Kaiser! Kleine Züge und
Episoden aus dem
Leben des Kaisers Franz Josef I. von E. Baron
d'Albon. 8°. Preis 80 kr., geb. 1 fl.

Unsere Kaiserin, das Leben der Kaiserin
Elisabeth von E. Baron
d'Albon. 8°. Preis 90 kr., geb. 1 fl. 20 kr.

Kronprinz Rudolf, sein Leben und Wirken
v. E. Baron d'Albon
8°. Preis 60 kr., geb. 80 kr.

Unsere Monarchie, die österreichischen Kron-
länder. 288 Bilder-
tafeln und 296 Textseiten in deutscher,
böhmischer, polnischer und italienischer
Sprache, herausgegeben von Jul. Laurencic
Du. 4° in Prachtband, geb. 15 fl.

Oesterreich in Wort und Bild, vater-
ländisches
Jubiläums-Prachtwerk. Eine Sammlung von pracht-
vollen photographischen Reproduktionen der hervor-
ragendsten Städtebilder und malerischen Landschaften
Oesterreichs, herausgegeben von Jul. Laurencic.
Du. 4°, in Prachtband geb. 16 fl.

Verlag von Georg Szelinski

f. f. Universitäts-Buchhandlung, Wien
I., Stefansplatz 6.

Das Syrische Wien, eine moderne Lese von
Dichtungen von F. v.
Saar, J. J. David, Franz Herold, Herm. Hango,
Josef K. ir, Felix Dörmann, Freih. C. v. Lebegow,
Arnold Eagenauer, Paul Wilhelm, Carl Maria Klob,
Hugo v. Hofmannsthal Gr.-8°. 1899. Eleg. brosch. 1 fl.

Im Lodenrock, Allerlei in Mundart und
Schriftsprache von Leopold
Hörmann. 8°. Eleg. brosch. 60 kr.

Poetische Flugblätter, Auslese zeitgenössischer
Dichtungen von Jos.
Kittir u. C. M. Klob. Gr.-8°. Jährl. 24 Nummern
2 fl. Einzelnummer 10 kr.

Gedichte von Helene Wigerka. 8° Brosch.
1 fl. 20 kr.,
geb. 2 fl.

Die stolze Lene, Erzählung für das Volk von
Katharina Wigerka.
2. Auflage. 8°. 1889. Eleg. brosch. 50 kr.

Momentbilder in Versen von Ferd.
Groß. 16°.
Brosch. 30 kr.